

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

« Um den Abendsegen zu lesen, natürlich », versetzte er, « nur die Gelehrten wissen ihn auswendig. Doch, wer weiss, vielleicht ist das Glück günstig, und wenn sich nur noch ein Stümpfchen Licht auftreiben lässt, so bringe ich Ihnen die Lampe wieder herauf.»

Der Jäger ging und liess die Freunde im Dunkeln. « Was meinst Du? » sagte Otto zu Adolf. « Wir werden entweder gar nicht, oder sehr lange schlafen! » versetzte dieser ernst. « Ist dort nicht ein Fenster im Dach? » fragte Otto. « So scheint's », erwiderte Adolf, « ich will doch untersuchen, ob man's öffnen kann. » Er tappte zum Fenster und bemühte sich, es aufzumachen. In demselben Augenblick trat der Jäger wieder mit der Lampe ein. Mit finsternem Gesicht rief er Adolf zu: « Das Fenster hat die Klinke nur zum Staat, es ist von aussen vernagelt, auch sind eiserne Stangen angebracht, wie ich glaube; an frischer Luft wird's dennoch nicht fehlen, denn drei Scheiben sind entzwei! » Er ging zur Tür zurück, kehrte sich aber noch einmal um und sagte: « Wenn unten auch noch dies und das vorfällt, so lassen Sie sich nur nicht stören, Sie wird niemand beunruhigen! » — « Was gibt's denn noch so spät? » fragte Adolf heftig. « Ei nun », versetzte der Jäger spöttisch, « eine Waldschenke hat bei Nacht den meisten Zuspruch! » — « Aber sicher ist man doch » rief Adolf ergrimmt aus. « Jedenfalls sind wir mit Waffen versehen! » bemerkte Otto mit erkünstelter Ruhe. « Das freut mich! » entgegnete der Jäger! laut lachend und warf die Tür hinter sich zu, dass die Pfosten bebten und das Fenster krachte. « Harras! » rief er draussen, « pass auf! » Der Hund lagerte sich knurrend dann gähmend hart vor der Tür. « Abgeriegelt! » sagte Otto zu Adolf. Dies ward, da die Tür wirklich mit einem Schubriegel versehen war, leicht vollbracht. « Gott-

lob, dass die Lampe einen hinreichenden Vorrat Oel enthält, » sprach Adolf und leuchtete in der Kammer umher, « nun wollen wir sehen, ob sich unter all dem Gerümpel, das hier wüst durcheinander liegt, nicht ein Knüttel, oder was es sei, finden lässt, der uns zur Verteidigung dienen kann. »

Jetzt begannen sie die Musterung der vielen in der Kammer aufgeschichteten Sachen. Otto fiel ein alter Kalender in die Hände, den er nur aufnahm, um ihn gleich wieder von sich zu schleudern. Adolf griff nach ihm und durchblätterte ihn. Nach einigen Minuten liess er ihn mit leichenblassem Gesicht zur Erde fallen und sagte: « Nun weise ich, wo wir sind. Dies ist das Mordloch des ... » — er nannte einen in ganz Deutschland berühmten Missetäter, der erst vor einem halben Jahre in der Universitätsstadt, wo die Freunde ihren Studien oblagen, wegen vielfacher Mordtaten enthauptet worden war —, « sein Name ist in den Kalender eingeschrieben und vermutlich sind wir die Gäste seines Sohnes. » — Sich den Tod mit allen seinen Schrecken und Geheimnissen lebhaft denken, ist schon der halbe Tod. In voller Glut des jugendlichen überschäumenden Daseingefühls, das, kaum entfesselt, ungestüm durch alle Adern braust und für die Ewigkeit auszureichen scheint, plötzlich und ohne vorbereitenden Uebergang am Rande des vom Meuchelmord aufgeworfenen Grabes stehen, ist gewiss des Entsetzlichen Entsetzliches. Laut aufjubelten die Freunde, als sie, hinter Brettern versteckt, ein rostiges Beil erblickten, im Triumph zogen sie es hervor und schlangen es, einer nach dem andern, ums Haupt.

« Siehst », sagte Adolf, « es ist mit Blut befleckt! » « Bespritzt », entgegnete Otto schauernd, « wie eine Schlächteraxt! » Adolf, an eine solche Nacht dachten wir nicht, als wir heute

morgen ausgingen, um uns einen vergrügten Tag zu machen. Die Sonne schien so hell und freundlich, ein frischer Wind spielte mit unseren Locken, und wir sprachen von dem, was wir nach drei Jahren tun wollten! — « Wer pocht! » fuhr Adolf auf und ging, das Beil zum Schlage emporhaltend, zur Tür. « Es ist der Hund, der sich kratzt! » bemerkte Otto. « Du hast Recht », versetzte Adolf, « das Tier schnarcht schon wieder laut. Komm, wir wollen uns auf unser Lager setzen und die Lampe auf jenen Block stellen! » Sie taten dies stillschweigend. Otto blätterte in dem Kalender und las eine Heiligenlegende, die er entlielt, Adolf sah mit unverwandtem Gesicht in den hellen Schein der Lampe hinein. « Es ist doch schauerlich », sprach er nach einem langen Stillschweigen, « an einer Stelle zu sitzen, wo der Mord vielleicht mehr als einmal an einem harmlosen Schläfer sein fürchterliches Geschäft verrichtete, während unten wahrscheinlich das Messer geschliffen wird, das uns in der nächsten Stunde die eigene Brust durchbohren soll. » Ging nicht die Haustür? — « Offenbar », entgegnete Otto, gespannt aufhorchend, « auch höre ich ein Geräusch wie von verhaltenen Fusstritten; die Helfershelfer stellen sich ein! » — « Mir lieb », sagte Adolf und sprang rasch auf, « ich mag auf nichts warten, und am wenigsten auf den Tod! » — « Wir sind unserer zwei », versetzte Otto, « und sie sollen erst die Leiter hinauf. Ich denke, alles geht noch gut. Freilich gegen Schiessgewehr — die Leiter knarrt, sie kommen; auf, ihnen entgegen! »

Mit schnellem Bock schob Otto den Riegel der Tür zurück und wollte hinaustreten. Der Hund fletschte grimmig die Zähne und trieb ihn wieder hinein. Da ertönte die Stimme des Jägers. « Pfui, Harras! », rief er hämisch, « lass die Herren; wenn sie deinen Schutz

zurückweisen, so auf! » Der Hund gen und schlich gen. Adolf ergriff die an die Leiter. « Noch fen? » fragte der J. Ihr noch? » entgegen nur gleich? » vers der Jäger verlegen, doch! » — « Ihr sei rief Adolf, und sei Flammen. « Dann gendwo Amtmann? » ger, « die Herren meine Nase nicht auf sie sei schief! finde « Kerl! » rief Adolf, er konnte, und setz den Boden. « Kei versetzte der Jäger es Ihnen auch so, Holz sind, aus dem schnitzt. « Aber », fu Ton wieder anneh ben Sie die Lampe ich habe Husten, u Flamme aushustete, schlimm, als hätte ie Sie sehen mich, wie gern oben? Nun, d den Gefallen und fü Mass aus der Kiste. Schornstein steht, m nen kranken Gaul. ja ein Beil? Wenn Tasche als Waffe be muss sie geräumig s Adolfs statt, was da Er zog sich hierauf z de gingen wieder in der Hund nahm seine neue ein.

« Eine wunderliche Otto zu Adolf, « am ner doch allein im F gerellen sind ausge leistet, da die Uebe misslang, auf die Au benstreiches Verzicht

zurückweisen, so dränge du ihn nicht auf!» Der Hund liess die Ohren hängen und schlich gehorsam auf die Seite. Adolf ergriff die Lampe und trat an die Leiter. «Noch nicht eingeschlafen?» fragte der Jäger. «Was wollt Ihr noch?» entgegnete Adolf. «Ja, was nur gleich?» versetzte anscheinend der Jäger verlegen, «irgendetwas war's doch!» — «Ihr seid mir verdächtig!» rief Adolf, und sein Gesicht sprühte Flammen. «Dann sind Sie wohl irgendwo Amtmann?» erwiderte der Jäger, «die Herren Amtsleute können meine Nase nicht ausstehen, sie sagen, sie sei schief! finden Sie's auch?» — «Kerl!» rief Adolf, trat so weit vor, als er konnte, und setzte die Lampe auf den Boden. «Kein Schimpfwort!» versetzte der Jäger heftig, «ich glaube es Ihnen auch so, dass Sie von dem Holz sind, aus dem man Geheimräte schnitzt. Aber», fuhr er, den alten Ton wieder annehmend, fort, «schieben Sie die Lampe etwas weiter weg, ich habe Husten, und wenn ich die Flamme aushustete, so wäre es so schlimm, als hätte ich sie ausgeblasen. Sie sehen mich, wie es scheint, nicht gern oben? Nun, dann tun Sie mir den Gefallen und füllen Sie mir dies Mass aus der Kiste, die neben dem Schornstein steht, mit Hafer für meinen kranken Gaul. Ei, da haben Sie ja ein Beil? Wenn Sie das in der Tasche als Waffe bei sich führten, so muss sie geräumig sein!» Otto tat an Adolfs statt, was der Jäger begehrte. Er zog sich hierauf zurück, die Freunde gingen wieder in die Kammer, auch der Hund nahm seinen alten Platz aufs neue ein.

«Eine wunderliche Nacht!» sagte Otto zu Adolf, «am Ende ist der Gauer doch allein im Hause, die Spiessgesellen sind ausgeblieben, und er leistet, da die Ueberrumpelung ihm misslang, auf die Ausführung des Bubenstreiches Verzicht.» — «Möglich»,

erwiderte Adolf und sah nach seiner Uhr, «aber noch ist's früh.» Ein Schuss fiel. Gleich darauf entstand ein sonderbares Geräusch vor dem Dachfenster. «Wer da?» rief Adolf und leuchtete mit der Lampe hin. Er brach in lautes Lachen aus, denn er erblickte das philisterhaft-vernünftige Gesicht eines Katers, der, wahrscheinlich durch den Schuss erschreckt und vom Lichte angezogen, empor gekrochen war und ihn anfangs, von dem hellen Schein der ihm nahegebrachten Lampe geblendet, unter possierlichen Gebärden anstierte, dann davonsprang. Bald hernach hörten sie unten einen schweren Fall, wie von einem lebendigen Körper, den plötzlich ein Messerstich hinwirft. Dröhnende Schritte liessen sich vernehmen, dazwischen die näselnde Stimme des alten Weibes. «Wie steht's?» fragte sie. «Tot!» antwortete der Jäger dumpf und stiess einen Fluch aus. «Jesus Christus!» rief die Alte rauh und gellend. Es wurde wieder still. Die Freunde wussten nicht, was sie aus dem Vorgange machen sollten.

Sie setzten sich aufs Bett. Jeder hing seinen Gedanken nach. Endlich verfielen sie, da alles stumm und lautlos blieb, in einen unruhigen Schlummer. In diesem Zustande halben Wachens und halben Träumens kam es Otto zuletzt vor, als ob er die Lampe erlöschen sähe. Hastig fuhr er auf, glaubte sich aber getäuscht zu haben, da er das von der Lampe verbreitete Dämmerlicht noch fortdauern sah. Da bemerkte er mit unaussprechlicher Freude, dass die Morgensonne rot und golden ins Fenster schien, und weckte den finster aussehenden schlafenden Freund, der, das Beil noch fest umklammernd, auf die Streu zurückgesunken war. «Was gibt's?» rief Adolf und sprang auf. «Sieh, sieh!» sagte Otto und führte ihn zum Fenster. «Gelobt sei Gott!» sprach Adolf, «ich hatte

einen hässlichen Traum. Ich glaubte schon in Italien zu sein und ging durch einen Wald. Da sprang ein Trupp zerlumpter Gesellen aus dichtem Gebüsch hervor und drang unter wildem Ge-



schrei zu Raub und Mord auf mich ein. Ich, in der Todesgefahr, rufe: «Hackt denn eine Krähe der andern die Augen aus? Ich bin euresgleichen, seht hier den Beweis!» Dabei zieh' ich den kleinen, biegsamen Dolch, den ich, wie Du weisst, auf der Frankfurter Messe von einem jüdischen Trödler gekauft habe. Die Räuber schenken meiner Rede keinen Glauben und lachen mich aus. Nun kommt plötzlich auf stattlichem Ross ein zweiter Reisender daher, und einer aus dem Trupp tritt vor mich hin und spricht: «Du bist, was wir sind? Gut, wir nehmen Dich unter uns auf, nun geh' und mach' an jenem dort Dein Probestück.» In dem Augenblick wecktest Du mich, und jetzt erinnere ich mich, dass dies die alberne Geschichte ist, die mein verstorbener Oheim so oft als ich ihm begegnete, erzählte, und die ich ihm niemals glaubte, weil die Frage nach dem Ausgang des verwickelten Handelns ihn immer in Verwirrung brachte.»

«Wir wollen diese Nacht und ihre Träume vergessen», sagte Otto, «und

uns dem vollen, frischen Gefühl des Lebens hingeben, ohne Mass, wie einem Rausch! Zum erstenmal dürfen wir es als ein, wenn nicht erworbenes, so doch durch Wachsamkeit und Vorsorge erhaltenes kostbares Gut betrachten, nicht mehr als blosses Geschenk!» Adolf drückte ihm warm und kräftig die Hand. Jetzt erscholl die Stimme der Alten, die mit Andacht ihr Morgenlied absang. Deutlich vernahm man die fromme Gellertsche Strophe:

«Wach auf, mein Herz, und singe
Dem Schöpfer aller Dinge,
Dem Geber aller Güter,
Dem treuen Menschenhüter!»

Unwillkürlich stimmten die Freunde mit ein und stiegen die Leiter hinunter. Am Fusse derselben trat ihnen, freundlich grüssend, der Jäger entgegen. Sein Gesicht kam ihnen bei weitem nicht mehr so unangenehm vor wie am Abend vorher und in der Nacht. Sie waren schon geneigt, ihm in ihrem Herzen Abbitte zu tun, da bemerkten sie aufs neue jenen boshafte Zug um den Mund und jenes verdächtige Lächeln, und der Mensch wurde ihnen widerlicher wie je. Er entschuldigte sich, dass er sie noch spät habe stören müssen. «Freilich», setzte er hinzu, «konnte ich nicht wissen, dass Sie mit offenen Augen schliefen wie die Hasen, und mich, so leise ich auftrat, hören würden.» Dann führte er sie in das Wohnzimmer, wo die Alte bereits mit der Bereitung eines Kaffees beschäftigt war, dessen aromatischer Duft ihnen kräftig und stärkend entgegenrang. Schweigend, wie sie es der Klugheit gemäss erachten mussten, genossen sie diesen. Hierauf erkundigten sie sich bei dem Jäger, der seinen Hund wusch und kämmte, nach ihrer Schuldigkeit. Lakonisch und ohne aufzusehen versetzte er, er habe sich schon bezahlt gemacht. «Fehlt Dir etwas von Deinen Sachen?» fragte Adolf, der sich nicht

länger halten konnte, seinen Freund mit Spott. Als Otto dies verneinte, sagte er zu dem Jäger: «Auch ich habe das meinige beisammen; darum nennt die Zechel!» — «Meine Herren!» rief der Jäger und leerte, an den Tisch tretend, ein Glas Bier, «ich will nicht länger Versteckens mit Ihnen spielen. Sie lagen die Nacht hindurch auf der Folter, und die Folter hat man umsonst!» — «Eine Aufrichtigkeit sondergleichen!» versetzte Adolf und sah Otto an. «Nicht wahr», fuhr der Jäger fort, «ich irrte mich nicht? Ich bin in Ihren Augen, was der Blutmann in den Augen der Kinder ist?» — «Ganz recht, mein Freund», sagte Adolf und klopfte ihm mit unterdrücktem Grimm auf die Schulter. «Ihr seid der rechte Sohn Eures Vaters!» — «Das versteh' ich nicht», entgegnete der Jäger und erglühte über und über, «aber dies versprech' ich mir, nicht ohne Schamröte sollen Sie mein schlechtes Haus verlassen. Sehen Sie die alte Frau dort, die Ihnen gestern abend Brot und Bier brachte und heute morgen den Kaffee? Es ist meine Mutter! Sie hat keine Zähne mehr; auch von den Ihrigen werden Sie zweiunddreissig vermissen, wenn Sie einmal siebzig Jahre zählen. Sie ist einäugig, aber nur, weil die Hand eines bösen Buben ihr das linke Auge ausschlug, als sie in ihrer einsamen Hütte überfallen wurde und ihres Mannes sauer verdienten Sparpfennig nicht gutwillig hergeben wollte. Und nun hören Sie. Ich stand gestern abend schon hinter Ihnen, als Sie, ins Fenster schauend, meine arme Wohnung betrachteten, und wollte Sie eben zukommend, wie es sich geziemt, zum gastlichen Eintritt einladen, da begannen Sie Ihre schnöden Bemerkungen über meine Mutter, die mich um so mehr verdrossen, je besser ich es mit Ihnen im Sinne gehabt hatte. Hitzig, wie ich bin, hätte ich auf der Stelle,

verzeihen Sie, dass ich es sage, mit meinem derben Eichenstock dreinschlagen mögen, aber ich liess den bereits erhobenen Arm wieder sinken, denn mir kam der Gedanke einer gründlicheren Rache; ich nahm mir vor, Sie zur Strafe für Ihren ungerichten Verdacht in der Phantasie alles Schreckliche durchempfinden zu lassen, das Sie in Wirklichkeit bei mir getroffen hätten, wenn ich gewesen wäre, wofür Sie mich halten zu dürfen glaubten. So trat ich denn mit meiner Einladung zu Ihnen heran, suchte Sie aber, sobald ich Sie im Bereich meiner vier Pfähle sah, durch Zweideutigkeiten aller Art zu den schlimmsten Vermutungen aufzuregen, und konnte dies um so eher die halbe Nacht hindurch fortsetzen, als mich ohnehin die Pflege meines kranken Gauls, der leider um ein Uhr tot hinfiel, nicht ans Bett denken liess.» — «Also war es», unterbrach Otto den Jäger, «der Tod des Gauls, den Ihr Eurer Mutter auf ihre Frage, wie's stünde, verkündet?» — «Auch das haben Sie gehört?» versetzte jener, «nun der Zufall hat mir besser gedient, als ich ahnen konnte! Wahrlich, daran dachte ich nicht; aller Mutwille verging mir, als ich das schöne, treue Tier, das ich erst vor wenigen Wochen um teuren Preis erstand, zusammenbrechen und die vier Füsse von sich strecken sah; ich schüttete den Hafer über den toten Körper aus und warf das Mass an die Wand, dass es zerbrach.» — «Seid Ihr», fragte Adolf, «nicht der Sohn des — — ?» Er nannte den Namen des schon erwähnten berühmten Mörders, den er mit eigenen Augen hatte köpfen sehen. «Heiliger Gott, nein», erwiderte der Jäger entsetzt, «wie kommen Sie zu einer solchen Frage?» — «Ein alter Kalender», warf Otto ein, «den wir oben fanden, veranlasste diesen Irrtum, der uns in

der Nacht mit Grauen erfüllte, und ohne den Euer Plan gewiss nicht so gut geglückt wäre.» — «Was in der Kammer alles liegen mag», versetzte der Jäger, «weiss ich nicht, ich habe mich noch nicht darum kümmern können, denn ich bin erst seit kurzem im hiesigen Revier angestellt und habe bis auf weiteres in dieser Mörderhöhle, die nächstens eingerissen, und an deren Stelle ein ordentliches Haus auf-

geführt werden soll, Quartier nehmen müssen.» — «Ihr seid ein braver Mann!» rief Adolf aus und legte seine Börse auf den Tisch, «nehmt das als Beisteuer zu einem neuen Gaul!» Otto wollte in studentischer Unbekümmertheit um den nächsten Tag dasselbe tun, doch der Jäger schob das Geld zurück und sagte «Ich nehme keinen Pfennig, es ist genug, wenn wir uns gegenseitig vergeben!»

Tick Tack, Tick Tack, lauf' mein Uehrchen

1

Die Mutter wiegt ihr Kindelein
Und singet ihm ein Liedelein,
Sie machet, wie die Mütter sind,
Die Verslein selber für ihr Kind.
Sie singet von der alten Uhr,
Klein Liebling horcht und schauet nur,
Wie messinghell, gar schön poliert
Das Männlein hin und her spaziert,
Und strecket weit die Händchen aus,
Möcht spielen mit dem Uhrenhaus,
Da schlägt die Stunde und es klingt
So schön dazu, die Mutter singt.
Tick tack, tick tack, lauf' mein Uehrchen,
Laufe, laufe wie am Schnürchen
Ohne Rast und ohne Ruh',
Tick tack, tick tack immerzu,
Die Minuten, die Sekunden
Geben Stunden, geben Stunden.
Horch mein Liebling, horch mein Kind,
Zeit enteilet gar geschwind,
Mög dein Herzensührlein schlagen
Lieb mir zu in allen Tagen.
Ja dann werden glücklich sein
Du und ich, mein Kindelein.

2

Die Mutter denket weit zurück,
Erlebet neu der Kindheit Glück,
Die Jugend geht, man merkt es kaum
Und mit ihr manch schöner Traum,
So träumet sie und licht und schön
Lässt Bild um Bild vorbei sie geh'n
Das Pfand der Liebe, weich und warm
Hält tief beglückt sie fest im Arm,
Es kuschelt lieb sein Köpfelein
Und schmieget sich am Busen ein.
Da schlägt die Stunde und es klingt
So schön dazu, die Mutter singt.

Tick tack, tick tack, lauf' mein Uehrchen,
Laufe, laufe wie am Schnürchen
Ohne Rast und ohne Ruh',
Tick tack, tick tack immerzu,
Die Minuten, die Sekunden
Geben Stunden, geben Stunden.
Horch mein Liebling, horch mein Kind,
Zeit enteilet gar geschwind,
Mög dein Herzensührlein schlagen
Lieb mir zu in allen Tagen.
Ja dann werden glücklich sein
Du und ich, mein Kindelein.

3

Die Mutter herzt und küsst ihr Kind
Und streichelt ihm die Wänglein lind,
Sie sieht es wachsen, werden gross,
Möcht blicken in der Zukunft Schoss,
Singt weiter, blickt zur alten Uhr
Sieht von vergang'ner Zeit die Spur.
Es tickt die Uhr schon manches Jahr
und zählt treu der Stunden Schar.
Klein Liebling jetzt die Aermchen hebt.
Lieb Mami! es vom Mündchen bebt.
Da schlägt die Stunde und es klingt
So schön dazu, die Mutter singt.
Tick tack, tick tack, lauf' mein Uehrchen,
Laufe, laufe wie am Schnürchen
Ohne Rast und ohne Ruh',
Tick tack, tick tack immerzu,
Die Minuten, die Sekunden
Geben Stunden, geben Stunden.
Horch mein Liebling, horch mein Kind,
Zeit enteilet gar geschwind,
Mög dein Herzensührlein schlagen
Lieb mir zu in allen Tagen.
Ja dann werden glücklich sein
Du und ich, mein Kindelein.

A. Marhenke

Der ungläubige Thomas

vom Bastberg

«Es schmettert das Blech und es
rumpelt der Bass.
Die Pfeifen tönen ohn' Unterlass.
Hei! Wie der Bursche sein Mädel
schwingt
und wie sein Jauchzen zum Himmel
dringt»...

(Rudolf Baumbach)

HELSA! Heidideldumdei!... Mess-
ti in Riedheim... Karusell und
Drehorgeln nengelten ununter-
brochen um die Wette. Schüsse krach-
ten... Es trommelte und piff... Der ge-
hauere Lukas dröhnte...

Zwischen dem Fenster des Kirch-
turms und dem Dachfirst des Wirts-
hauses « Zum Roten Ochsen » war ein
Seil gespannt, auf dem sich Gaukler
tummelten..... Hier schrie einer
Schnupftabak und Hosenträger aus,
Bauernhüte und Lederzeug, einge-
rahmte Heiligenbilder und solche mit
Napoleon drauf... Dort war Geschirr
zu haben, gemalte Kaffeeschüsseln und
Pfeifenköpfe... Düfte von Gertweiler
Lebkuchen und «Schmutzgebachenem»
machten sich breit...

Die Wirtshäuser quollen über von
Menschen, Gelächter, Musik und Laum.
Und erst auf den Tanzböden! Wie das
hopste, schob, schrie und durcheinan-
der wusselte...

« Sie tanzen auf, sie tanzen nieder.
Die Wangen glähen, es wogt das Mieder.
Die Bänder flattern, die Röcke fliegen:
O fröhlicher Reigen! O seliges Wiegen! »

Der eifrigste von allen war ein jun-
ger, langaufgeschossener « Schlenkri »,
der neue Lehrer von Griesbach. Er
tanzte wie der Lump am Stecken! Alle
überragte er um Haupteslänge und er
schnurrte in dem Kreis der Tanzenden
herum wie eine Rehgeiss, mit der die

Buben « Dopfes » spielen. Genoss er
doch heute zum ersten Male die köst-
liche Freiheit in vollen Zügen.

Vor kurzem erst war er dem Seminar
in Strassburg entronnen. Er nannte es
das geistige Zuchthaus und behauptete,
dort sei ihm sein aufgeklärter, vor-
wärtsstrebender Geist in spanische
Stiefel eingeschnürt worden.

Ja, er war ein Anhänger der moder-
nen Aufklärung und tat sich etwas zu-
gut auf seine Bildung, der junge Herr
Lehrer! Er glaubte nur, was er sah!
Übersinnliche Dinge gab es keine!

Schon auf dem Seminar musste er
immer überlegen und nachsichtig lä-
cheln, wenn im Geschichtsunterricht
von den Göttern der Alten und ihrem
Glauben an sie die Rede war, von den
Opfern, die sie ihnen darbrachten: Alles
Hirngespinnste!

Das hielt aber den jungen und schon
so klugen Herrn nicht ab, heute nun
selbst dem fröhlichen Gott der Reben
und des Weines, dem alten Bacchus, zu
unzähligen Malen und ganz freiwillig
zu opfern. Nach jedem Tanz musste
die trockene Kehle wieder tüchtig ge-
schwenkt werden. So verging ihm der
Nachmittag höchst angenehm im
Wechsel zwischen bacchantischem
Tanz und Weinopfer.

Der dem jungen Herrn innewoh-
nende Geist der Aufklärung hatte offen-
bar nichts einzuwenden gegen diesen
Rückfall ins klassische Altertum. Doch
halt! Aufgeklärte Menschen glauben
nur das, was sie sehen. So werden sie
selbst bestreiten, einen « Geist » zu be-
sitzen: Er ist ja unsichtbar! Darum
nicht vorhanden!

Auf alle Fälle war die Stimmung des modernen Bachuspriesters die denkbar beste und fröhlichste!

Draussen dunkelte es langsam.

Eben säuselte der junge Mann wieder einmal am Stammtisch vorbei, an dem der alte Doppelmärtel sass. Er hiess eigentlich mit Vornamen und Zunamen Martin, also zweimal Martin. Der Einfachheit halber nannte man ihn deswegen Doppelmärtel. In seiner Jugend hatte er auf Pfarrer studiert, dann

treibt es doch heut fast wie weiland der gelehrte Doktor Heinrich Faust.»

«Wieso?» fragte der junge Mann, der Einladung zum Sitzen Folge leistend.

«Ihr taumelt ja von Begierde zu Genuss!» lachte der Doppelmärtel und sah dem anderen prüfend in die leise verschwimmenden Augen, «Ihr seid noch nicht lange in unserer Gegend. Es dunkelt rasch. Nix für ungut! Mir scheint, Ihr habt heut schon etwas zu-



aber trieb es ihn wieder hinaus auf die ererbte Scholle. Er war ein schlichter Landmann geworden, der sich aber auch auf das Lateinische und auf alte Spruchweisheit verstand.

Er hatte den Schulmeister schon lang beobachtet. Jetzt wackelte sein alter, grauer Kopf und er lächelte vor sich hin:

«Schlimm, schlemm!
Quaerit sibi similem!»

hat der Geiler von Kaysersberg gemeint.

«Heda, Schulmeister! Setzt Euch doch eine Weile mal zu mir her! Ihr

viel auf den Zahn genommen!»

«Ach was! Moscherosch sagt: 'Trink ich Wasser, so henk' ich's Maul!' Das sag' ich auch!»

«Schon recht! Doch Euer Heimweg ist weit und schliesslich seht Ihr den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr!»

Der andere griff unentwegt immer und immer wieder zum Glase, wie es junge, ungeübte Zechersleut' zu tun pflegen. Sein Kopf war schon wie eine grosse, runde Feuerkugel anzuschauen.

Ueber das Gesicht Doppelmärtels glitt ein schalkhaftes Zucken. Geheimnisvoll tuend sagte er zu seinem Tischgenossen:

«Bedenkt, Schulmeister, Euer Heimweg ist weit und Ihr müsst an dem übelberüchtigten Bastberg vorüber!»

«Hi, hi! Doppelmärtel, wem erzählt Ihr denn das?» Aufgeblasen meinte er dann weiter: «Was heisst schon Bastberg! Ich bin doch ein aufgeklärter, moderner Mensch! Wozu hat man denn seine Bildung? An die Geister des Bastberges glauben ja nicht mal mehr meine Schulkinder! Macht doch nicht die Hühner lachen, Doppelmärtel!»

«Dir müsste man doch noch das Fürchten beibringen können», raunte der Doppelmärtel vor sich hin. Laut sagte er: «Oho! Ihr solltet aber wissen, dass vor Zeiten gerade in dieser Gegend zahlreiche Hexen verbrannt wurden. Das gibt zu denken! Wir leben hier in einem richtigen Hexenrevier und der Bastberg ist sein Mittelpunkt. Drüben auf dem Felsen, der die Michaelskapelle trägt und der sich wie eine Halbinsel in das Land bohrt, dort standen in grauer Vorzeit keltische Druiden und Druidinnen mit goldenen Opfersärgen und in weissen Gewändern. Sie brachten ihren Göttern blutige Tier- und Menschenopfer. Alle sind sie zu bösen Geistern geworden. Der Fels drüben ist darum der Sammelpunkt von Unholdinnen, von Hexen. Von dort aus fliegen sie, an ihrer Spitze Frau Itta von Lützelburg, nach dem Bastberg hinüber.»

«Hi, hi! Doppelmärtel, glaubt Ihr das dumme Zeug? Das alberne Volk wundert sich über die Kegelform des Bastberges, und dass in seinem Boden ausser dem grauen Kalkstein auch Muscheln gefunden werden. Auch der Sandstein des Felsens, der die Michaelskapelle trägt, ist wie der meiste Vogesensandstein stark mit Kieseln und Grauwacken durchsetzt. Die Erklärung ist einfach: «Hier brandete einst in unvorstellbar früher Vorzeit ein Meer!»

«Schulmeister! Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde als sich Euere Schulweisheit träumen lässt!»

«Ach was! Es ist ganz einfach so: Die christliche Religion hat die heidnische verdrängt. Darum mussten Götter und Priester der Kelten zu Bösewichtern gemacht werden!» Und stolz ob seiner Weisheit plusterte er sich auf wie ein Pfau: «Friedrich Nietzsche sagt: «Damit ein Heiligtum aufgerichtet werden kann, muss ein Heiligtum zerbrochen werden. Das ist ein Gesetz!»

Die Zunge schien ihm nicht mehr recht gehorchen zu wollen. Die Geister des Weines hatten allgemach die Oberhand bekommen. Die Brille war ein Stück weiter nasenabwärts gerutscht und die Ohren schienen ihm weitab vom Kopf zu stehen. Er lachte jetzt fast unaufhörlich.

Es lockte ihn wieder zum Tanz. Er sprang auf und knickte etwas in die Knie ein. Jetzt taumelte er wirklich...

Die Schönen, nach denen er greifen wollte, liefen kreischend davon: Sie begehrten dieses Tänzers nicht mehr!

«Glück auf den Heimweg, Schulmeisterlein!» rief lachend der Doppelmärtel hinter ihm her.

**

«Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel.

Wir sind so klug und dennoch spukt's in Tegel!»

(Goethe)

Der Messtilärm verstummte mehr und mehr. Es war spät geworden. Schwarze, schwere Dunkelheit lagerte über dem Dorf.

Im roten Ochsen stellten sie die Stühle auf die Tische und löschten die Lichter. Nur noch der Lehrer bemühte sich als letzter Gast um die letzte Flasche Wein.

Langsam und dumpf schlug es draussen vom Kirchturm Mitternacht.

Da schrak der einsame Zecher auf: «Herr Wirt! W... was b... bin ich

schuldig?» Mit vieler Mühe beglich er seine grosse Zeche. Dann stolperte er in die stockfinstere Nacht hinaus. Der Himmel hing wie ein schwarzes Tuch auf die Erde herab.

Sonderbar! Was war nur mit den Bäumen an der Strasse? Heut früh standen sie doch alle in schnurgerader Reihe, jetzt auf einmal aber kreuz und quer durcheinander? Mühsam musste sich der nächtliche Wanderer durch die Stämme winden. blieb aber doch an einem hängen und lag der Länge nach auf der Nase, von der sich die Brille jetzt verabschiedete. Er rappelte sich wieder langsam in die Höhe und knurrte böse vor sich hin.

Nun musste er doch endlich auf dem kurzen, geraden Pfade sein. Merkwürdig, wie der sich lange wand!

Ein bläuliches Flämmchen, ein Irrlicht, zuckte auf und hüpfte auf den Weg.

«Aha! Sumpfgas!», murmelte der Wanderer, «wie heisst doch die chemische Formel dafür?» Er grübelte und grübelte, kam aber nicht darauf. Er versuchte, das Flämmchen zu haschen. Vergebens! Er rannte überall gegen die Bäume an...

Da! Was war das? Er glaubte nicht recht zu hören! Tanzmusik im Walde? Und da! Helles Licht strahlte durch die Bäume und Büsche! Er trat näher: Viele Damen und Herren in alttümlichen Trachten tanzten auf einem freien Platze oder vergnügten sich im heiteren Spiel.

Sie schienen hier irgend ein Maskenfest zu feiern.

Eifrig sprach man den Weinkrügen zu.

Rasch trat der nächtliche Wanderer in den hellen Kreis.

«Willkommen! Willkommen! Schulmeisterlein!»

So schrie und tobte es ihm entgegen: Sonderbar! Sie schienen ihn alle zu kennen.

«Da, trink, trink den Krug auf unser Wohl!» Und sie reichten ihm einen vollen Krug. Er trank und wollte absetzen, aber da kam er schlecht an:

«Nein! Nein! Leertrinken! Bis zur Neige!» bedrängten sie ihn und er musste ihren Willen tun, obschon ihm fast schwindelte vor Augen und der Wein ihm wie Feuer durch die Kehle floss.

«Itta!» riefen alle die Damen und Herren, «tanz' Du jetzt mit ihm!»

Itta? Wo hatte er nur diesen Namen schon gehört?

Sie wandten sich einer wunderschönen Frau zu, die am Arme eines in starre, rote Seide gekleideten Kavaliers umherspazierte. Der Herr schien leicht zu hinken. An seiner Seite glitzerte unruhig ein Stossdegen. Er schien in dem lustigen Kreise Ehrengast zu sein und eine besondere Hochachtung zu geniessen: Alle machten ihm mit Ehrfurcht Platz.

Aller Augen hingen unausgesetzt an dem Schulmeister und er bemerkte es mit einer gewissen Bangigkeit. Ihm wollte scheinen, als ob diese Augen, in die er blicken musste, ganz besonderer Art seien: Wie glühende Kohlen, unruhig oder gar lodernd.

Seltsam!

Die Itta gerufene Dame kam mit rascher Bewegung auf ihn zu und fasste ihn beinahe gewaltsam bei der Hand:

«Wir tanzen erst Menuett, dann eine Ecosaise!»

Eine unsichtbare Musik setzte ein. Es klang, als ob Mücken im Chore summten und Grillen dazwischen geigten.

«Verzeiht, hohe Frau! Ich kann weder Menuett noch Ecosaise tanzen!» sagte schüchtern der junge Lehrer.

«So werde ich es Euch beibringen! Vorwärts! Eins, zwei, drei!»

Eine zweite Dame fasste seine andere Hand. Der ungeschickte Tänzer stolperte. Sie rissen ihn hin und her. Seine Füße berührten kaum noch den Boden. Ihm schien, als ob sie ihm absichtlich ein Bein stellten.

«Eins, zwei, drei! Vorwärts! Vorwärts!»

Der ganze Kreis hatte sich vor sie aufgebaut und klatschte wie besessen

«Da, trink, Bruderherz! Stärk' Dich!» lachten sie höhnisch und schleppten einen frischen Krug herbei, den der Aermste bis auf den Grund leeren musste. Kaum vermochte er sich noch auf den Beinen zu halten.

«Nein, hört auf!» meckerte jetzt der Ehrengast wie ein alter Geissbock, »er lernt das Tanzen ja doch nie. Er soll lieber Geige spielen und



im Takte der Musik in die Hände. Lachte teuflisch, wenn der Tänzer zu stürzen drohte.

Itta trug ein grünleuchtendes Halsband. Als er sich vor ihr verneigte, sah er, wie sich das Halsband bewegte: Es war ein lebendiges Schlänglein, das sich in den Schwanz biss und so um ihren Hals lag.

Der entsetzte Tanzlehring liess seine Dame los: Seine Haare sträubten sich vor Schreck.

wir tanzen!»

«Ja, er soll Geige spielen!» jauchzte der Chor beifällig und klatschte mit den Händen, «das wird lustig!»

Der Rote griff ins Gebüsch und zog ein zappelndes Ding hervor, das einer riesenhaften Kröte oder einem missgestalteten Kobold ähnlich sah. In seinen Klauenfingern schrumpfte das zappelnde Etwas zusammen, bis es das Aussehen einer Geige hatte.

Neues Entsetzen ergriff den Schulmeister, als ihm der Feingekleidete das

Ding in die Hand drückte: Es fühlte sich feuchtkalt und klebrig an.

«Da, nun spiel' auf zum Reigen! Aber feurig und ohne Pause!»

Schreiend und lachend fasste sich die Gesellschaft bei den Händen und raste wie besessen um den Geiger herum. Sie schienen nur noch zu schweben. Ihre Füße berührten nicht mehr den Boden.

«Schneller! Schneller!» schrien sie im Chor und warfen dem Geiger böse funkelnde Blicke zu. Den ergriff ein Schreckensschauern nach dem anderen. Er fiedelte aus Leibeskräften! Unaufhörlich, unaufhörlich! Kalter Angstschweiss trat ihm auf die Stirn. Nass klebten seine Haare am Kopf.

Doch schliesslich wurde er müde und liess die Geige sinken. So wie er aufhörte zu spielen, stellte auch die unheimliche Gesellschaft das Rasen ein. Sie drängten stumm auf den Geiger zu. Näher und immer näher zog sich der Kreis um ihn. Böse Augen glotzten ihn an. Jetzt spürte er den heissen Atem seiner Bedränger: Er glaubte ersticken zu müssen. «Hilf!» schrie er auf. Sie lachten wie wahn-sinnig.

Vor Schreck hob er die Geige wieder, begann von neuem zu fiedeln. Da rasten sie wieder ihren besessenen Reigen.

Der Spielmann wider Willen raffte alle Kräfte zusammen. Nur nicht mehr ermüden! Nur nicht mehr so nahe und unheimlich von ihnen bedrängt werden!

Der Schweiss troff ihm in Strömen am ganzen Leib herab. Er fiedelte und fiedelte! Krach! Eine Saite barst! Er geigte weiter. Da platzte die zweite Saite. Zuletzt kratzte er nur noch auf einer, der letzten Saite herum.

Der Reigen wurde immer wilder, immer toller. Er wurde zum Taumel, zum Bachanal. Sie rissen sich die Kleider vom Leib. Mit Schaudern sah der

Geiger, wie manch' weisser Frauenkörper über und über von grossen, roten Malen bedeckt war, als hätten ihn Höllenflammen berührt.

Das Geschrei der Tobenden wurde immer schrecklicher und wüster.

Plötzlich bewegte sich die Geige zappelnd am Kinn des Spielmanns. Entsetzt schleuderte er sie von sich.

Eine fürchterliche Stimme erdrönte: «Morgenluft! Morgenluft!» Der Schwarm stob schreiend auseinander und zerfloss spurlos im ersten, grauen Dunst des heraufkommenden Tages.

Itta schrie dem Geiger zu: «Reit' mit hinüber, Schulmeisterlein! Auf meinem Besenstiel ist Platz für zwei! Du sollst mein Bräutigam sein!» Der fühlte sich an den Haaren emporgerissen. Wie scharfe Bisse hagelte es zugleich auf seinen armen Schädel. Klauen zerkratzten ihm Gesicht und Ohren. Der Gepeinigte wehrte sich schreiend und mit Händen und Füßen gegen die Kraft, die ihn nach oben reissen wollte.

Vor wütendem Schmerz schrie er aus Leibeskräften:

«Lasst mich los, um Gotteswillen!»...

Da schien ihm, als falle er und schlüge hart auf dem Erdboden auf. Dann schwanden ihm die Sinne...

Sonderbar! Das Beissen und Kratzen wollte nicht nachlassen. Mühsam öffnete er die verquollenen Augen: Husch! War das nicht ein grässlicher, schwarzer Katzenroller, der da eben von seiner Schulter herabsprang und wie ein letzter Spuk spurlos im Morgennebel verschwand!

Doch schrecklich biss und kratzte es weiter. Es gelang ihm, die Augen ganz zu öffnen und was mussten sie staunend erkennen? Eng verstrickt in einer dichten Dornenhecke lag er hoch droben auf dem Bastberg...

Strahlend erhob sich die Sonne über den Höhen des fernen Schwarzwaldes

und fröhlich zwitscherte die Lerche ihr Morgenlied im heiteren Blau eines wolkenlosen Himmels, der sich über die reichen Gefilde des Elsasses breitete.

Fluchend und scheltend befreite er sich aus der allzu innigen Umarmung des Dornbusches, eine klägliche Jammergestalt! Zerrissen und zerfetzt der schöne Sonntagsmutzen! Blutstropfen sickerten über Stirn, Backen und Hände! Und der Kopf: Zahllose schwere Bleikugeln schienen wie rasend im Gehirn herumzurennen. Was war mit dem grauenhaften Kater, der da vorhin entsprang? Ach, er war ihn doch nicht los geworden und musste ihn mit nach Hause nehmen! Katzenjammer, Katzenjammer nennt die schnöde Welt diesen Zustand.

In seinem armen, gemarterten Kopf verschoben sich die Begriffe: War dieser wüste Hexensabbat Traum oder Wirklichkeit? Unklar wollte es ihm dämmern: Gedanken, Vorstellungen, Vorgänge in geistigen Bezirken sind ebenso wirklich wie alle Dinge des sichtbaren Kosmos, wie alle Dinge, die

ihn an diesem blühenden Morgen umstanden!

« Die Geisterwelt ist nicht verschlossen:

Dein Sinn ist zu, Dein Herz ist tot! »
Dann versank ihm diese halb bewusste Erkenntnis wieder und erschalt vor sich hin:

« Dieser Doppelmärtel mit seinem dummen Gefasel! Und der Wein! Er ist schuld, dass ich gefallen und in den Dornbusch gestürzt bin! Nie wieder trinke ich einen Tropfen Wein — halt! Kein voreiliges Gelübde! Besser in solchem Fall « zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht! »

Und da fiel ihm als Trost im Leide jener Leidensgefährte ein, der sich in der Colmarer Handschrift also verewigt hat:

« Win hát mich überladen,
daz ich vallen muoz...
nu trage ich in dem herzen,
vil jaemerlichen smerzen,
lidennes vil ân endes zil...
daz macht des wines frechen...
swie ich ez überwinde
so wil ich mich an im rechen. »





Etwas Astrologie

VON der Astrologie wollen wir plaudern, nicht von der Astronomie, der Sternkunde, jener erhabenen Wissenschaft, die auf der hohen Mathematik aufgebaut ist. Astrologie ist Sterndeuterei, Du lächelst, lieber Leser. Nun, ich will dir verraten, dass auch ich gar kein Astrologe bin, auch nicht werden will. Aber man redet ja auch von der Wettervorhersage des hundertjährigen Kalenders, von Traumauslegen und Wahrsagen aus dem Kaffeesatz, ohne diese Dinge ernst zu nehmen, nicht wahr, liebe Leserin? Oder? Na ja, kommen wir zur Sache. Wir wollen hier ganz einfach einmal sehen, was uns die Astrologen von Anlagen und Charakter der Menschen sagen, je nachdem sie geboren sind in einem Tierkreis, in dem sich die Sonne an deren Geburtstag gerade bewegt. Die zwölf Zeichen des Tierkreises sollen uns dabei führen.

Die Sonne tritt mit Winteranfang am 23. Dezember des Vorjahres in das Zeichen des *Steinbocks* und durchläuft es bis etwa zum 20. Januar des neuen Jahres. Wer in dieser Zeit geboren ist, gilt als intelligent, liebt Denken und Wissenschaft, zeigt viel Ernst und Ausdauer.

Vom 20. Januar bis etwa 19. Februar bewegt sich die Sonne im Zeichen des *Wassermannes*. Die in diesem Zeitraum Geborenen sind feinfühlig, kunstliebend, idealistisch.

Es folgt das Zeichen der *Fische* von etwa 19. Februar bis etwa 21. März. Diese Periode verleiht den ins Leben eintretenden Menschen Wohlwollen und Hilfsbereitschaft.

Der *Widder*, der die Tage zwischen dem 21. März und 22. April beherrscht, gibt ein bestimmtes, kühnes und willensstarkes Wesen.

Die Sonne geht durch das Zeichen des *Stieres* von etwa 20. April bis etwa 21. Mai. Wer in dieser Zeit das Licht der Welt erblickt, legt Wert auf seinen eigenen Willen und sucht sich hartnäckig durch Schwierigkeiten durchzusetzen.

Das Zeichen der *Zwillinge* von etwa 22. Mai bis etwa 21. Juni gibt dem neuen Erdenbürger Neigung zu Freigebigkeit.

Wer im Zeichen des *Krebses*, vom 22. Juni bis etwa 23. Juli auf die Welt kommt, ist feinfühlig, klug, zäh in der Verfolgung seiner Ziele.

Liegt der Geburtstag zwischen dem 23. Juli und 23. August, also im Zeichen des *Löwen*, so bedeutet dies Kühnheit, Willensstärke und Selbstbewusstsein.

Das Zeichen der *Jungfrau*, vom 23. August bis 22. September gibt als Wiegeschenk Intelligenz, Freigebigkeit und Wohlwollen und ausgeprägten Kunstsin.

Die Zeit zwischen 23. September und 23. Oktober, vom Zeichen der *Waage* beeinflusst, beglückt durch ein feines Empfinden für Schönheit, Wohlwollen und Mitgefühl.

Am 24. Oktober tritt die Sonne in das Zeichen des *Skorpions* und bleibt darin bis zum 24. November. Energie und Schlaueit kennzeichnen die in diesen Wochen Geborenen.

Bleibt noch das Zeichen des *Schützen*, in dem sich die Sonne vom 22. November bis 22. Dezember bewegt. Der Schütze gibt Neigung zum Sport mit auf den Lebensweg, ausgeprägten Willen, Freigebigkeit und Religiosität.

Soweit die Astrologie.

Dass Sonne und Mond die Erde und uns beeinflussen, wird wohl niemand bezweifeln. Wie weit aber die Einwirkung der Gestirne reicht, ob sie wie die Astrologen behaupten, Anlagen und Charakter der Menschen bestimmen, das einwandfrei zu beweisen, dürfte wohl der Zukunft vorbehalten bleiben.

Hüten wir uns also, diese Ausführungen als wissenschaftlich feststehende Tatsache zu betrachten, sie sind es nicht. Ob wir die Anlagen, den Charakter, den uns die Astrologen zuerkennen, besitzen oder nicht, lassen wir uns deshalb keine grauen Haare wachsen. A. B.



CONSTANCE blickte in das ausgetrocknete Becken des Brunnens. Es musste hübsch gewesen sein, als noch das Wasser aus diesen Schalen über die fetten Aermchen und Schenkel der Puten geperrlt war.

Constance starrte eine Weile vor sich hin. Aber es hielt sie nicht lange hier. Mitten durch die tief herabhängenden Zweige der Magnolien und Oleander lief sie bis an die niedere Mauer. Von hier aus fiel der Berg ziemlich steil ab. Dahinter begannen die Wengärten, und ganz unten auf dem schmalen Streifen Land zwischen dem Meer und dem Fels lag, wie eine zufällig hingeworfene Hand voll Mörtel, das armselige Fischerdorf. Auf dem Meer tanzten Millionen flimmernder Fünkchen. Sicher rauschte es leise, und vielleicht sogar sang das Mädchen ein Lied. Aber bis hier herauf drang kein Laut.

Und dieser Mann da? Sie wusste ihn hinter einer der heruntergelassenen Jalousien an seinem Schreibtisch, besessen von seinen Studien. Ein Privatgelehrter — zum Lachen! Er schien nichts zu entbehren und nichts zu wünschen. Und doch hat er mich so stark gegehrt, dass ich ihm nicht widerstehen konnte. Riccardos Schläfen be-

gannen schon grau zu werden, er galt in manchem als Sonderling. Constance liebte diesen Mann, aber sie litt unter seiner immer gleichbleibenden Güte, unter dem feinen Spott, mit dem er ihren kindlichen Launen begegnete.

Als sie jetzt plötzlich vor ihm stand, legte er seine Hornbrille beiseite und streckte die Hand nach ihr aus. «Meine Schönste? Kommst du, um mir zu sagen, dass alles Unsinn ist, was ich in meinen Büchern finde? Du allein bist der Sinn meines Lebens.»

Constance runzelte die Stirn. Sie spürte wieder diese unwiderstehliche Lust, ihn zu verletzen, um ihn aufzurütteln, um ihn einmal zornig zu sehen, um das Gefühl der Oede an seiner Seite loszuwerden. «Ich bin gekommen, um dich zu fragen, warum wir eigentlich in diesem Palazzo wohnen?» sagte sie hart und trat dicht an ihn heran.

«Wir wohnen hier, weil alle Pronto-sas hier gewohnt haben und alle hier wohnen werden.»

«Kann nicht wenigstens das Wasserspiel wieder in Ordnung gebracht werden?» forderte Constance trotzig.

«Der Brunnen? Es war bei uns Sitte, ihn nur spielen zu lassen, wenn hier ein Kind geboren wurde. Aber wenn es dir

Freude macht —> Er hatte sich hastig erhoben. «Ich werde Mario Bescheid sagen.»

«Lass nur! Ich werde es ihm selbst sagen.»



Constance fand Mario im Geräteschuppen. Mario war jung, manchmal dachte sie, er wäre noch ein Knabe, ein schöner, kräftiger Knabe. Fast lautlos lief er neben ihr her, als sie mit ihm zum Brunnen ging. «Mario, bring mir das Wasserspiel wieder in Ordnung!» Während sie mit ihm sprach, spielte sie mit ihrem Ring und starrte ihm ins Gesicht.

Plötzlich entglitt der Ring ihren Händen und fiel auf die Steinfliesen. Als Mario sich bückte, um ihn aufzuheben, stellte Constance das Bein vor. Aus dem langen, in der Mitte geteilten Kleid brach ihr Knie nackt und weiss hervor. Sie hatte den Kopf in den Nacken geworfen und lächelte hinter halb geschlossenen Lidern, als Mario ihr den Ring reichte. Verwirrt wandte der Bursche den Kopf zur Seite. «Ich werde dir den Ring schenken», sagte sie leise, «sobald das Wasserspiel wieder geht.»

Am nächsten Morgen sprudelte Wasser aus den Muscheln, ergoss sich über den Rand und perlte mit hellem Murmeln über die Körper der Putten. «Ich besuche dich heut abend nach dem An-

gelo. Wo ist deine Hütte?» fragte Constance den Gärtner.

Bei Sonnenuntergang schlüpfte sie durch die niedere Pforte in den Weinberg und gewann den Stufenpfad, der zum Strand führte.

Auf der Schwelle der Hütte kauerte ein Weib. In den Armen hielt sie ein Kind, das an ihrer entblößten Brust trank. Sie blickte kaum auf, als Constance an ihr vorbeiging. Mario trat aus der Hütte. An seinen weiten Samthosen hielten sich zwei zerlumpte Buben fest und blickten Constance aus grossen Augen an. «Ich dachte, du wohntest allein hier», sagte sie gezwungen.

«Madonna! Nein.» Er wies auf das Weib an der Schwelle. «Das ist Aurora, meine Frau. Ich habe drei Kinder. Allein? Wer wollte allein bleiben, Contessa?»

«Niemand, du hast recht.» Sie fasste sich rasch.

Als Constance nach Hause kam, lagen die ersten kühlen Schatten in der Säulenhalle. Riccardo schien nach ihr ausgespäht zu haben.

«Ich habe darüber nachgedacht, wie ich dir eine Freude machen könnte», sagte er zögernd. «Sollen wir deine Geschwister einladen? Oder was möchtest du?»

Ihre süsse, qualvolle Sehnsucht nach dem Unerreichbaren machte plötzlich dem Bild Platz, das sie drunten in der einfachen Hütte angetroffen hatte. Sie lehnte den Kopf an seine Schultern. «Ach, Riccardo. Glaubst du nicht, ein Kind wäre etwas Schöneres?»

Riccardo legte ihre beiden Hände gegen seine Schläfen und blickte sie verwirrt an. Aus dem Hof klang das silberne Plätschern des wiedererwachten Brunnens, und eben stellte die Magd die Rotweinkaraffe auf den Tisch.

«Bring uns den besten Wein!» rief ihr Riccardo zu, und zu Constance gewandt sagte er leise: «Du wirst sehen, wie der alte Palazzo zu leben beginnt...»

G. v. C.

COLMAR

WIRD Strasbourg als Hauptstadt des Landes zwischen dem Rhein und den Vogesen angesprochen, als Verwaltungssitz der jeweiligen Regierung, als kühl und verantwortungsvoll denkendes und abwägendes Haupt, so wird Colmar allgemein als sein Herz empfunden und begrüßt. Hier lacht alles in heiter freundlichem Licht. Die Men-

Stadt aus über die reichbehangenen in reifender Sonnenglut liegenden Hügel bis zum nahen Gebirge mit seinen einzig-schönen Wäldern und Höhen erstreckt.

Wo Wein wächst, versteht man auch zu leben; wo dieser edle Saft in feuriger Glut durch die Adern pulst, da jauchzt das Temperament in mächtiger Wallung ganz anders als in den Gegenden, in denen Nebel und Regen die Sinne in dump-



schen begegnen einem mit Offenheit und mit zuweilen sogar etwas überlautem Gebahren. Aber man nimmt ihnen nichts übel. Denn man verspürt in ihrem Reden und Handeln Ehrlichkeit bis auf die Knochen. Sie verraten in ihrem Wesen den Charakter ihres Heimatortes, der vom Dorfe zur mittelalterlichen Reichsstadt emporgeblüht trotz der Erweiterung des Horizontes und allmählichen Hineinwachsens in die Neuzeit doch einen ländlichen Geist bewahrt hat. Kunst und Wissenschaft behaupten im Alltag kleingewerblichen Treibens ihr Dasein neben dem selbstbewussten Rebmann, dessen Herrschaft sich von der Peripherie der

fer Besonnenheit niederhalten. Aus diesem Geiste heraus begreift man auch den Trotz, mit dem in früheren Jahren heftigster Auseinandersetzungen die politischen Leidenschaften gerade in Colmar sich besonders austobten und in kühner Opposition gewaltige Wellen schlugen, die oft das ganze Land in Aufruhr versetzten. Die Alten, die damals den Kampf geführt, sind längst dahin oder von der Bühne des öffentlichen Lebens abgetreten. Die Wogen haben sich geglättet. Doch der Geist der Unabhängigkeit ist geblieben. Er wird nie das Erbe der Väter verleugnen; er wird nur bejahen, was lebenskräftig und gesund ist.

Das ist er der Vergangenheit schuldig, die auf Schritt und Tritt aus Colmars Gebäuden aufleuchtet.

Wohl in keinem Städtchen wird einem diese Vergangenheit in so lachend verschwenderischer Pracht bewusst als gerade in Colmar, wobei jedoch keineswegs etwa bürgerliche Prahlucht einen verstimmt, sondern vielmehr die Intimität geniesserischer Wohlhabenheit zur Beschaulichkeit zwingt und die Sinne festsetzt.

Colmar ist zu Beginn des 13. Jahrhunderts zur Stadt erhoben worden. Sein goldenes Zeitalter erlebte es im 15. und 16. Jahrhundert, als Martin Schongauer, der berühmte Maler der «Madonna im Rosenhag», Meister Mathis Nithart-Grünwald, der geniale Schöpfer des Isenheimer Al-



tars, Caspar Isenmann, der Freskenmaler Urban Huter, der Holzschnitzer Nikolaus Hagenauer, Hans Bongart, der Schöpfer des Kaysersberger Hochaltars, der volkstümliche Romanschreiber Jørg Wickram und andere Meister dort wirkten und Werke schufen, die mit zum Schönsten gehören, was von Menschenhand geschaffen wurde. Aus dieser Zeit stammen die alten Fachwerkhäuser und die zahlreichen Renaissancebauten, die in ihrer Pracht Colmar zu einem der reizvollsten Städtchen des Landes machen.

Den Mittelpunkt bildet das Martinsmünster mit dem Nikolausportal, einem bedeutenden Werk der Frühgotik. In seinem bunten Wechsel von rotem und weissem Sandstein verrät es Wärme, in seinen mächtigen Strebebogen Festigkeit. Leider ist der alte Turm, den man noch auf einem Holzschnitt der Kosmographie von Sebastian Münster mit seiner Spitze kühn in den Himmel ragen sieht,

durch einen Brand zerstört worden. Der später aufgesetzte Helm ist zu kurz und bildet keine im Geiste der Gotik gedachte Krönung. Das älteste guterhaltene Privathaus der Stadt ist wohl das Haus Adolph aus dem 14. Jahrhundert, das an der Südseite des Münsters steht. Aus derselben Zeit stammt wohl auch das «huse-lin zum swan». Den reichsten Erker weist das Portal an der ehemaligen Wachtstube auf. Von ihm aus wurden am Sonntag die Verordnungen des Magistrats bekanntgegeben. Biegt man um die Ecke, dann kommt man in die Schädelgasse mit dem Pfisterhaus harmonisch und wohlgegliedert, mit Bildern der Kaiser geschmückt. Rundbogen und ein wohl später angebaute Wendelturm, eine stark ausgekragte Galerie und überaus reiche Holzarchitektur verkünden den kunst-sinnigen Geist des Erbauers, der sich als «Ludwig Scherer, Barettmacher aus Bilsans, Bürger zu Colmar 1537» vorstellt. Allorts begegnen wir in der Altstadt, die sich von der Langestrasse bis zur Strassburgerstrasse erstreckt, Patrizier- und Adelshäusern, wie dem Rappoltsteiner Hof mit seinem stilvollen Erker oder dem ehemaligen Haus Fleischhauer mit den herrlichen Portalen. Ein Gang durch die bereits genannte Schädelgasse, die Bäckergasse, die Schlossergasse, die Kaufhausgasse oder die Schlüsselstrasse entrückt uns aus der Nüchternheit des Alltags in die Romantik einer mittelalterlichen Welt, die uns zur Bescheidenheit zwingt. Erscheint uns da auch vieles eng und begrenzt, so offenbart sich doch ein Sinn für Schönheit, der uns in der Hast eines harten Lebenskampfes längst verloren gegangen ist. Die Meister, die das Kaufhaus geschaffen oder das Kopfhaus, die in der Dominikanerkirche ein Wunder der Gotik erstehen liessen, die mit der Franziskanerkirche und dem Lettner mit seinen sieben Arkaden durchgeistigter Frömmigkeit ein Denkmal errichtet und im Unterlindenkloster eine Stätte der Einkehr, in der wahrer Frieden herrschte, erbaut haben, wussten wofür sie lebten. Sie gaben Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, das heisst der Welt, was diesen gebührt. In sinnvollen Bauten mit sin-nenfroher Ausstattung haben sie ihre Freude am Dasein lebensvollen Ausdruck verliehen und zur Heiligung des Alltags beigetragen.

Wenn man danach noch dem Museum einen Besuch abstattet, wenn man vor der Grösse eines Grünewald erschauert, die Erhabenheit eines Martin Schongauer auf sich wirken lässt oder die ausdrucksvollen Holzstatuen eines Nikolaus Hagenauer voller Bewunderung kennen lernt, dann ist man erfüllt von dem Glanz einer Zeit, die Colmars Gesicht für alle Zeiten geprägt hat. Tiefe Mystik und Gottbeseeheltheit walten neben hinreissender Bejahung der Welt.

Im Archiv vertiefen wir uns in alte Folianten und Bände von Gelehrten, die Zeugen sind von der hohen Geistigkeit, die in vergangenen Tagen hier geherrscht hat. Wir versenken uns in jene Zeit und begreifen den Stolz, mit dem der Colmarer an seiner Stadt hängt.

P. C.



Vom hundertjährigen Kalender

OHNE den 100-jährigen Kalender kamen unser Verfahren gar nicht aus. Er gehörte lange zu den verbreitetsten Druckwerken. Auch heute noch werden, trotz Radio, im Volke seine Wetteranzeigen aufs Wort geglaubt.

Das Original des Kalenders galt als verschollen, bis es Dr. Ernst Heimeran vor einigen Jahren beschieden war, die eigenhändigen Aufzeichnungen seines Verfassers Knauer aus dem Jahre 1652-58 in einer Bamberger Handschrift zu entdecken und damit den Originaltext zu erschliessen. Dabei zeigte sich vor allem, dass die seit 1701 bekannten Drucke nicht nur einen unvollständigen, sondern auch unglaublich fehlerhaften Text bieten. Insbesondere sind bei der Drucklegung die Wetterprophezeiungen völlig durcheinander geraten. Man hat also seit nahezu 300 Jahren auf Prophezeiungen geschworen, die eigentlich nichts anderes waren als Druckfehler.

Begnügen wir uns hier mit einigen geschichtlichen Ausführungen:

Der Hundertjährige Kalender ist im Jahre 1652 von Dr. Mauritius Knauer, dem Abte des Klosters Langheim im Bistum Bamberg, begonnen und bis 1658 eigenhändig geführt worden. Knauer kam aus einer gehobenen, bäuerlichen Umgebung; sein Vater bekleidete das Amt eines Bürgermeisters in Weismain. Zum Studium hätte es aber dennoch nicht gelangt, wenn

nicht Verwandte eingesprungen wären und dem begabten Moritz die Aufnahme in den Cisterzienserorden ermöglicht hätten.

Das geschieht 1631 zu Langenheim; Knauer, am 14. März 1613 geboren, ist also 18 Jahre alt. Der Dreissigjährige Krieg lässt auch das Kloster nicht zur Ruhe kommen. Aber Knauer darf nach Wien auf die Universität. Dort werden vor allem die Naturwissenschaften gepflegt; dort empfängt der geistliche Student den Impuls zu astronomischen und medizinischen Studien. Er kehrt zurück, wird 1645 Subprior, 1646 Prior, erhält 1648 seine Heimatpfarrei Weismain und den theologischen Doktorhut der neuen Universität Bamberg. Am 29. Juni 1649 wird er zum Abt gewählt.

Nun richtet sich sein Ehrgeiz ganz aufs Kloster. Vor allem will er die in Kriegzeiten vernachlässigten Klosterrechte erneuert wissen und gerät in Fragen des Selbstverwaltungsrechtes u. dgl. mit den Regierungsräten in Bamberg aneinander. Zuerst hat er dabei den Fürstbischof auf seiner Seite und freut sich sehr über die darob vor Zorn schäumenden Gegner. Dann aber verscherzt er durch Dickköpfigkeit die fürstbischöfliche Gunst. Auch der Kaiser Ferdinand schützt ihn nicht vor Überfällen und Gefangensetzung, bis Knauer 1652 endgültig nachgeben muss.

Knauers Biograph, der ehemalige Langheimer Novize und spätere Bamberger Bibliothekar Jæck, ist bemüht, Knauer ganz als den zu Unrecht Verfolgten und Gequälten hinzustellen. Aber so ganz harmlos war Knauer nicht.

Der Hundertjährige entstand, als sich Knauer friedlicheren Arbeiten widmen konnte. Er richtete sich ein kleines Observatorium ein, den blauen Turm; und wenn er genug nach dem Himmel geschaut hat, kümmerte er sich desto lebhafter um die Erde, auf der er mit beiden Beinen stand.

So verhält es sich auch mit dem Hundertjährigen selbst: er ist zwar astrologischen Anschauungen entsprungen, will aber nicht der Spekulation, sondern praktischen Bedürfnissen dienen. Knauer wollte seinen Klosterleuten Ratschläge geben, wie man mit Acker und Feld vorankommt, wann man sich mit Heu versehen, wann man auf Weinwachs rechnen darf, wie man die Ernte vor Unwettern und sich selbst vor Krankheiten schützt. Da dies alles von der Kenntnis des Wetters abhängt, hat er darüber seine Erfahrungen aufgezeichnet, hat sieben Jahre lang, Tag für Tag, niedergeschrieben, wie das Wetter war, was sich bei einer Sonnenfinsternis für Erscheinungen zeigten, wie gewisse Unwetter verliefen und hat das Ganze dann in ein System gebracht.

Dieses System hat man ihm später sehr verübelt; und zwar mit Recht. Man kann zwar aussprechen, dass das Wetter gesetzmässig abläuft, und diese Gesetzmässigkeit untersuchen, man darf dabei aber nicht meinen, dass das Wetter sich in regelmässigen Zeitabständen einfach wiederholt. Dieser Auffassung steht Knauer bedenklich nahe. Er glaubt an sieben Witterungsklassen, die einander unerschütterlich ablösen, wie Frühling, Sommer, Herbst und Winter; und diese sieben Jahresklassen sind bedingt durch den Einfluss von sieben Planeten. Eine bessere Erklärung könne man nicht ausfindig machen, meint er treuherzig. Zwar räumt Knauer, was immer übersehen wurde, ein, dass Ausnahmen und Verschiebungen möglich sind, z. B. infolge

von Sonnenfinsternissen; auch sagt er ausdrücklich, dass man auf den Tag genau überhaupt nichts vorhersehen könne; aber er führt sein Wettertagebuch doch in dem Gedanken, dass sich die Witterung in sieben Jahren gleichermassen verhalten würde.

So ist er von seiner Zeit dann auch voraussetzungslos verstanden worden. Man bat sich Abschriften aus. Was ursprünglich nur zu Nutz und Frommen des Klosters Langheim gelten sollte, wurde bald allgemein bis nach Russland hinein in Anspruch genommen, daran ist Knauer unschuldig.

Knauer selbst fusst vor allem auf dem Kalenderbuch des Ranzovius (Wittenberg 1593), dem er unbedenklich ganze Kapitel entnimmt, so auch die über Bauernregeln und Unglückstage. Der Wert des Hundertjährigen beruht aber nicht auf diesen Kapiteln, sondern auf Knauers sieben Jahre hindurch geführten Wetteraufzeichnungen, auf seinen Schilderungen über Unwetter- und Hochwasserkatastrophen, auf seinen praktischen Erfahrungen als Landwirt, Weinbauer, Arzt, in bescheidenem Masse auch als Gärtner. Hier zeigt er sich zum Unterschied von dem gelehrten Compiler Ranzovius als ein wirklicher Beobachter.

Knauer starb am 9. November 1664 am Schlagfluss. Drucke seiner Arbeit sind erst seit 1701 bekannt. Der Titel «Hundertjähriger Kalender» als solcher erscheint erst 1721 und wurde offenbar von dem findigen Erfurter Buchhändler Weinmann aufgegriffen. In dieser Form erlebte der Kalender Hunderte von Jahrgängen und Auflagen, von denen sich das älteste Exemplar in Budapest erhalten hat.

Vom Volk verehrt, von der Wissenschaft abgelehnt, hat der Hundertjährige seine Freunde und Feinde überdauert. Die Stätte seiner Entstehung, das Kloster Langheim, einstmals eines der grössten in Franken, ist nur noch Ruine. Es wurde 1802 von einem schwachsinnigen Mönch angezündet; die Wiederherstellung verhinderte die Säkularisation 1803.

H.

EHRETSMANN-NICOLAI ♦ **CHAPELIER**
CHEMISIER
Place de la Cathédrale - COLMAR

Zwei alte Bilder

In unsern elsässischen Bauernhäusern findet man noch allerlei altertümliche Sachen. Zwar macht sich das Moderne immer mehr breit auf dem Lande und verdrängt nach und nach jene Prachtstücke von Schränken und Truhen, oder geschnitzte Stühle, Wanduhren in reichverzierten Kästen, alte Öfen mit Reliefs aus Napoleons Tagen, ZinnGeschirr und Porzellanteller aus Urgrossvaters Zeiten. Doch hat sich manches erhalten und wird sicher als kostbares Erbgut in den Familien bleiben. Es sei da auf alte Bilder hingewiesen. Besonders zwei, die zusammengehören, sehen wir noch hie und da: die Lebensalter. Sie sind nicht alle gleich, diese Darstellungen vom Aufblühen und Verwelken des Menschen, Bild und Text wechseln bei den verschiedenen Drucken. Greifen wir einmal zwei davon heraus und sehen wir sie uns genauer an.

Zunächst die Lebensstufen des Mannes. Der untere Teil der Bildmitte gewährt einen Blick in den Paradiesgarten mit Adam, der soeben den Apfel von Eva annimmt, mit Tiger, Löwe, Bär, Hirsch, Kamel, Strauss, Vögel beleben das Gezweige. Die Schlange windet sich um den Baum, dessen Aeste nach oben und seitwärts das Bild vom Paradies einrahmen. Ausserhalb dieser Astwerkwohlung beginnt nun links unten die Darstellung der Altersstufen. Im Stufenabschnitt von immer zehn Jahren führt die Treppe aufwärts zur höchsten Stufe mit fünfzig in der Mitte über dem Baumstamm. Dann geht es nach rechts abwärts mit dem gleichen Stufenabstand wie beim Aufstieg, bis mit dem hundertsten Jahre der Erdboden rechts unten wieder erreicht wird.



Beginnen wir also links unten. Da sehen wir hinter einem Vorhang, von Paradiesrosen umspinnen, die Wiege mit dem Neugeborenen. Daneben links steht ein froher Knabe, der mit dem Reifen spielt. Dabei steht der Spruch:
Zehn Jahre alt, die schönste Zeit,
Ein Knab' voll Glück und Fröhlichkeit.

2. Stufe: Ein Jüngling und eine Jungfrau:

Mit zwanzig Jahren schmücken Freier

Beseelt das erste Liebesfeuer.



3. Stufe: Ein Jäger mit Gewehr und Jagdstock kehrt heim. Seine Frau mit ihren zwei Kindern kommt ihm entgegen:



Mit dreissig sieht er voll Entzücken

Auf Weib und Kind mit Liebesblicken.

4. Stufe: Ein Mann in guten Verhältnissen liest die Zeitung:

Mit vierzig Jahren am Ziel der Bahn

Ohn' Furcht er sagt: s'ist wohl getan.

5. Stufe: Ein Mann hält den Hut in der Hand und spricht:

Mit fünfzig Jahren gibt's Stillstand.

Er prüft, was kommt und was entschwand.

6. Stufe: Er geht gemächlich am Stock:

Mit sechzig Jahren, sagt die Welt, Der Weg schon merklich abwärts fällt.



7. Stufe: Er geht etwas gebeugt am Stock und raucht die Pfeife:

Mit siebzig muss der Stock zur Hand.

Als Graukopf wandelt er durch's Land.

8. Stufe: Sein Haar ist bleich, er geht noch mehr gebeugt:

7. Stufe: Er geht etwas gebeugt am Stock und raucht die Pfeife:

Mit siebzig muss der Stock zur Hand. Als Graukopf wandelt er durch's Land.

8. Stufe: Sein Haar ist bleich, er geht noch mehr gebeugt:

Mit achtzig Jahren, das Haar gebleicht, Des Lebens Tag zur Nacht sich neigt.

9. Stufe: Tief gebeugt geht er sehr mühsam:

Mit neunzig, schwach, gebeugt und lahm,

Das morsche Leben ist nur Gram.

Das hundertste Jahr entspricht in der Anordnung der Darstellung der ersten Lebensstage. Von Paradiesrosen umspinnen ist der Lehnstuhl, worauf der betende Greis sitzt :

Und dann, wenn hundert Jahr vorbei, Bet' er, dass Gott ihm gnädig sei.

Dieselbe Anlage zeigt das andere Bild : Die Lebensstufen der Frau. Hier stellt das Mittelbild unten die Erschaffung der Eva dar.

Dem neugeborenen Mädchen gilt der Spruch :

Dem Kindlein ist fürs ganze Leben Ein Engel Gottes beigegeben.



1. Stufe : Das Mädchen spielt mit dem Ball :

Zehn Jahr, das Kind im Flügelkleid, Geniesst der Unschuld Seligkeit.

2. Stufe : Ein Jüngling und eine Jungfrau :

Mit zwanzig Jahr zur Maid erblüht, In reiner Lieb ihr Herz erglüht.



3. Stufe : Mann und Frau mit Kind auf dem Arm :

Mit dreissig, dass die Mutterfreuden Dem Weib die höchste Lust bereiten.



4. Stufe : Die Mutter segnet die Tochter und den Bräutigam :

Mit vierzig ruft der Kinder Glück

Die eig'ne Jugend ihr zurück.

5. Stufe : Die junge Mutter sitzt neben der Wiege, die Grossmutter beugt sich über das Enkelkind :

Mit fünfzig, Stillstand, wie man sagt, Ein Enkel sie jetzt glücklich macht.



6. Stufe : Grossmutter führt das Kind am Gängelband :

Mit sechzig geht es dann bergab

Langsamen Schrittes nach dem Grab.

7. Stufe : Urenkel bringen der Urgrossmutter einen Blumenstrauss :

Mit siebzig Jahr Urenkelein

Das alte Mütterchen noch freun.



8. Stufe : Am Stab gebeugt geht die Urgrossmutter. Sie stützt sich auf einen jungen Mann :

Mit achtzig Jahren schwach sie ist, Sich auf den treuen Enkel stützt.



9. Stufe : Sie sitzt im Lehnstuhl :

Mit neunzig Jahren, längst schneeweiss,

Denkt sie nur an die letzt Reis'.

Der Hundertjährigen zeigt ein Engel die Himmelspforte :

Und kommen hundert noch heran, Fleht Gott sie um Erbarmen an.

A. B.

Landsberg

Gleichsam als Wahrzeichen des Elsasses reckt sich auf einem weit vorspringenden Bergrücken unterhalb des Mänzelstein die schöne Ruine Landsberg empor. Die Landsberg wurde um das Jahr 1200 von dem Ritter von Landsberg erbaut. Dieses Geschlecht war eines der hervorragendsten des Elsasses. Die schönste Zierde aller dieses Namens war Herard von Landsberg, die berühmte Aebtissin von St. Odilien und Verfasserin des Hortus Deliciarum, eines Werkes, das zum

Unterrichte der Novizen bestimmt war und alles Wissenswertes über das geistige Leben ihrer Zeitgenossen enthielt. Dieses Werk, einst ein Kleinod der Strassburger Bibliothek, ist 1870 der Zerstörungswut der Preussen zum Opfer gefallen. Zu Füssen der Burg liegt das bis zur Revolution der Landsberg und seit 1800 den Turkheim gehörende Truttenhausen. Unweit davon erblickt man das weinfrohe Heiligenstein und etwas weiter die alte Gerberstadt Barr. Ein herrlicher Rundblick über das ganze Elsass von Mülhausen bis zu den Höhen von Niederbronn bietet sich dem Auge.



DIE matt brennende Lampe stand auf dem Tisch. Das Nachtesen war vorüber. Mit ruhigen Bewegungen räumte die Mutter den Tisch. Der Vater halte sich neben den Ofen gesetzt und das Pfeifchen angezündet. Der Grossvater sass im Lehnssessel und hatte auch die Pfeife im Munde. Etwas Besonderes, Erwartungsvolles lag in der Luft. Das Beste des Tages sollte noch kommen.

Und richtig. Unten an der Haustür klopfte jemand die Schneestollen von den Schuhen. Und bald trat mit Spinnrad und Kunkel die Base in die Stube. Schulzen's Gretel kam und das lustige Bärbel und des Metzgers Sophie. Auch der Vetter kam, der nun längst im Grabe ruht, damals aber noch lustige Augen hatte und so schön erzählen konnte, wie es ihm da und dort ergangen, als er noch Schäfer gewesen.

Bald schnurrten die Rädchen, und bald fiel auch das wundersame Wort: Es war einmal....

Und nun standen geheimnisvolle Dinge vor den Menschen in der abendlichen Stube auf. Es wurde heller und wärmer; obwohl draussen Schnee lag und dunkle, rabenschwarze Nacht über dem Dorfe brütete....

Es war einmal....

Ein Wanderer zog die Strasse dahin. Da kollerte ein Totenkopf vor ihm her.

«Komm und speise zu Mittag mit mir!» rief ihm der Wanderer zu. — «Hab Dank!», antwortete der Totenkopf. «Hab weder Hunger noch Durst. Morgen aber wirst Du mein Gast sein. Da gibt es keine Absage!»

Der Wanderer sah nach einer Weile zwei Krähen auf einem Baume, die heftig miteinander zankten. Später kam er an einen Bach, an dem ein Küfer mit einem Zuber in der Hand stand. Der Küfer schöpfte Wasser in den Eimer, das aber immer wieder unten herauslief.

«Da könnt Ihr noch lange Wasser reintun.» meinte der Wanderer. «Euer Eimer hat ja ein Loch!»

Der Küfer gab ihm keine Antwort, sondern fuhr mit seiner Arbeit fort.

Der Wanderer kam schliesslich an ein Haus. Er klopfte an. Es meldete sich jedoch niemand. Da riss er einen Fensterladen auf. Ein gewaltiges Heer von Vögeln flog aus dem Haus.

Der Wanderer warf den Fensterladen rasch wieder zu und zog weiter. Da sah er an einem Wässerlein den Totenkopf wieder. Der lud ihn jetzt ein, ihm auf sein Schloss zu folgen.

Dort waren grosse Säle und Kammern, in denen lauter Lichtlein brannten. Da der Wanderer darüber erstaunt war, erklärte ihm der Totenkopf, dass diese die Lebenslichtlein seien. Jeder Mensch habe sein Lichtlein, das so lange brenne, als er lebe. Mit dem Tode aber erlösche es.

Der Wanderer durfte dann auch sein Lichtlein sehen. Es war bis auf ein Stümplein abgebrannt.

Da er darüber traurig war, versuchte ihn der Totenkopf durch ein Gespräch von seiner Schwermut zu befreien. Er fragte ihn nach seinen Erlebnissen, worauf ihm der Wanderer von den verschiedenen Begegnungen erzählte. Der Totenkopf gab ihm sinnvolle Erklärungen:

Die Krähen auf dem Baume waren zwei Brüder, die sich immer in den Haaren lagen und ständig miteinander Prozesse führten. Sie sind dazu verurteilt, auch nach dem Tode weiter zu zanken.

Der Küfer war im Leben ein habgieriger Mensch, der nie genug bekommen konnte. Er muss jetzt Tag und Nacht Wasser in den Zuber schöpfen, ohne ihn je füllen zu können.

Die Vögel, die aus dem eisernen Hause flogen, waren Seelen Verstorbener, die durch den Wanderer befreit wurden.

Dem Burschen wurde ganz seltsam zumute.

«Wie lange, glaubst Du wohl, auf der Wanderschaft zu sein?» fragte ihn da der Totenkopf.

«Einen Tag erst!» antwortete dieser.

«Einen Tag? Jawohl! Einen Tag! Du wanderst aber in Wirklichkeit schon dreihundert Jahre!»

Der Wanderer verliess das Schloss. Er schlug denselben Weg ein, den er gekommen. Aber er sah weder das Haus mit den Vögeln, noch den Küfer und auch die Krähen nicht mehr. Er wanderte weiter und kam ins heimat-

liche Dorf. Da klopfte er an der Tür des Vaterhauses an. Fremde Menschen öffneten ihm und fragten nach seinem Begehre. Er nannte seinen Namen. Doch niemand kannte ihn. Da führten ihn die Leute aufs Rathaus, um in den Büchern zu forschen. Dort fand man, dass in der Tat vor dreihundert Jahren ein Mann, der denselben Namen getragen, das Haus, an dem der Wanderer angeklopft hatte, bewohnt hat.

Der fremde Wanderer wurde hierauf zur Kirche geleitet. Dort fiel sein Leib in Staub und Asche, während eine weisse Taube um den Altar flog...

Ja, ja: Es war einmal...

So alt die Menschheit ist, so alt ist auch die Sehnsucht nach dem Wunderbaren und Seltsamen, nach dem Abenteuerlichen und Geisterhaften. Es steckt eine tiefe, tiefe Wahrheit in dem Märchen von dem, der auszog, das Gruseln zu lernen.

Die gruseligen Erzählungen sind ein besonderes Kapitel der Spinnstübengeschichten. Es kann sein, es kann auch nicht sein — in diesen Zweifeln lässt man sich gern hin und her wiegen. Die Nacht ist so schwarz, und man sieht keine drei Schritte weit; da ist vieles möglich.

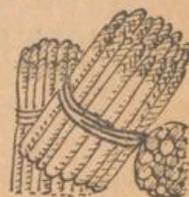
Und wie hell klingt das Lachen trotz der Gruseligkeit wenn ein kleiner Betrug aufgedeckt, dem Gespenst das weisse Tuch vom Kopf heruntergezogen werden kann und ein Schelm zum Vorschein kommt.

Es ist wahrhaft erstaunlich, was alles man an ein Krachen im Gebälk anspinnen kann, an ein Geräusch auf der Treppe oder auf dem Kornboden. Eine Erzählung ergibt die andere. Auch heitere Geschichten kommen dran, Erinnerungen an derbe, drollige Spässe. Alle Furcht, die vorher die braven Spinnerinnen befallen, verschwindet. Eitel Lachen liegt auf den Gesichtern. Und wenn am Ende der Krug die Runde macht, ist alles aufgelöst in fröhlicher Dankbarkeit. P. C.

Von der Spargelzucht



im Unterland



SEIT Jahrzehnten gehören die Spargeln zu den Leckerbissen der elsässischen Küche. Nur wenige wissen, welche Arbeit ihre Zucht erfordert. Wohl wächst die Pflanze wie alle Gaben der Natur in Feld und Garten frei heran. Aber sie will gehegt und gepflegt sein. Man denke nur an die zahlreichen Feinde aus der Insektenwelt, die ihr Vernichtung geschworen haben: die Spargelfliege, den Weisswurm, den Drahtwurm, alles kleine Tierchen, die die Setzlinge verheeren, sodass am Ende des ersten Pflanzjahres 20 bis 30% der jungen Pflanzen abgestorben sind. Wenn man ausserdem bedenkt, dass die Spargelfelder erst vom 4. Jahre ab einen Ertrag abwerfen, so darf man den Pflanzler nicht um den Gewinn beneiden, den er erzielt.

Den Hørdtern gebührt in der Tat die Ehre, auf dem Gebiete der Spargelzucht allen vorangeschritten zu sein. Der Besucher von Hørdt findet in einer Nische des protestantischen Pfarrhauses die vom Bildhauer Martzoff geschaffene Büste eines ehemaligen Pastors von Hørdt, M. Heyler, die von den Spargelpflanzern im Jahre 1911 dort angebracht wurde. Und mit Recht! Denn diesem Manne verdankt das Dorf seinen Reichtum und viele Landwirte ihre Haupteinkünfte.

Als M. Heyler im Jahre 1869 in Hørdt eintraf, kam er direkt von Philippeville in Algerien. In jener Zeit war die Lage unserer Landwirte keineswegs beneidenswert. Trotz eifriger und unermüdlicher Bemühungen warf die Ackererde von Hørdt keine glänzenden Erträge ab. Unser Pfarrer, der sich während seines Aufenthaltes in Algerien sehr für die Spargelkultur interessiert hatte, war der Meinung, dass sich die Beschaffenheit des dortigen Bodens sehr gut für den Anbau dieser Gemüseart eigne.

Im Jahre 1873 legte Pfarrer Heyler seine erste Pflanzung an, ein Spargelfeld, das einen Flächeninhalt von 15 Ar hatte. Es war dies der erste Schritt zu der Spargelkultur auf freiem Felde.

Zunächst pflanzte Pastor Heyler Würzlinge deutscher Herkunft, die er aus der Ulmer Gegend bezog. Später unternahm er eine Reise nach Argenteuil und brachte von dort Samen mit. Seither bildet die Spargel von Argenteuil die Grundlage unserer jetzigen Pflanzungen.

Die Landwirte standen vorerst den Pflanzungen ihres Pfarrers sehr skeptisch gegenüber. Bald aber wuchs das Vertrauen, bis schliesslich die Jahre 1880-1890 für die Entwicklung massgebend wurden. Der Ertrag wurde zunächst in die Strassburger Konservenfabriken geliefert, da der Konsum durch die Privatleute schwach blieb. Mit dem Aufschwung der Kultur begannen aber auch die Verkaufsschwierigkeiten.

Doch auch da wusste Pfarrer Heyler Abhilfe. Er verstand es in diesem kritischen Augenblick die Spargelzüchter von der Notwendigkeit einer Organisation zu überzeugen. Auf seine Initiative hin schlossen diese sich zusammen; und so wurde im Jahre 1891 die «Vereinigung der Spargelpflanzer» ins Leben gerufen.

Im Jahre 1892 zählte der Verein bereits 35 Mitglieder. Zehn Jahre später hatte Hørdt schon 400 Spargelpflanzer, die eine Anbaufläche von 40 ha besorgten. Die Zahl wuchs stetig an bis schliesslich alle Pflanzer erfasst waren. Heute besorgt eine Coopérative den Vertrieb.

Die tägliche Produktion während der Saison beläuft sich auf durchschnittlich 8 000 kg, das macht in der Saison etwa 350 000 kg Erntegut. Die Spargelkultur bedeutet somit für Hørdt einen wahren Segen.

C.

Der gefräßige Kater

Eine unheimliche Geschichte aus dem Hagenauer Forst

Schattenhaft und düster stand der grosse Hagenauer Forst in einem feinen Flockengeriesel, das still und emsig niederfiel und ihn allgemach in einen weissen Mantel hüllte. Zuweilen fuhren Luftgeister erst leise siffelnd in die kahlen Bäume. Dann liessen sie johlend und pfeifend ihre Stimmen anschwellen. Sie rissen dabei ganze Flächen des frischgefallenen Schnees vom Boden und warfen sie jauchzend in die Luft. Angstvoll wanden sich die Aeste der Bäume auf und nieder.

Auf dem knirschenden, pfadlosen Band der breiten Strasse, die durch den Forst führt, trabte ein wandernder Handwerksbursche gen Hagenau fürbass. Er gehörte — um mit Gottfried Keller zu sprechen — zu jener ehrsamten Zunft der Leute, die Kleider machen, damit diese Kleider wieder Leute machen.

Von jeher waren Schneider poetische Menschen. Doch diesem Handwerksburschen schien bei der Hundekälte die poetische Ader zugefroren zu sein. Alles, wozu er sich aufschwingen konnte, war ein Vers, den er mehr vor sich hinbrummte:

« Im Hagenauer Walde
wie pfeift der Wind so kalte ! »

Es war aber auch zum Verzweifeln: An diesem Morgen hatte er noch nichts weiter als einige Schneeflocken in den Magen bekommen. Der Wind griff mit eisigen Händen durch sein dünnes, abgeschabtes Röcklein.

Am schlimmsten aber war es mit seinem Schuhwerk bestellt: Neugierig und blaurot angelaufen guckten die Zehen in den kalten Wintertag. Den Schneider fror jämmerlich, wie es eben nur einen Schneider frieren kann.

Laut aufseufzend schalt er vor sich hin: « Ach, hätt' ich nur wenigstens ein paar ganze Schuhe ! »

Schadenfroh heulten die Luftgeister die Antwort, rissen wieder den Schnee von Bäumen und vom Boden auf und jagten ihn im Kreise umher. Aber als ob sie dem armen Schneiderlein etwas zeigen wollten, tanzten die weissen Flocken jetzt einen tollen, sinnverwirrenden Reigen um ein sonderbares, hohes Gestell, das urplötzlich wie aus dem Boden herausgeschossen etwas abseits vom Wege stand.

Der Schneider ging darauf zu und erkannte schauernd — einen Galgen. Hunderte von Krähen flatterten scheltend und schreiend auf.

Jetzt sah er an dem Galgen hinauf. Trotz aller Hundekälte lief Siedehitze über seinen Rücken: Am Galgen baumelte, von den Luftgeistern böse herumgeschüttelt, ein Gehenker . . . Trübselig ob seines unrühmlichen Endes schien der Baumelnde von oben in den kalten Wintertag zu glotzen.

Erst als der eisige Wind den Schneider wieder in die nackten Zehen zwickte, kehrte er in die Wirklichkeit zurück.

« Schuhe! » war sein erster Gedanke. Doch wie? Hatte der Gehenkte da vor ihm nicht ein paar prachtvolle Schuhe an? Was sollten sie dem jetzt noch nützen? Ihn froh sicherlich nicht mehr. Er war ja tot, während er, der Schneider ...

So machte sich das helle Schneiderlein ganz einfach daran, dem Gehenkten die Schuhe aus-zuziehen. Doch wie er auch riss, rupfte und ver-zweifelt zerrte und zog, die Schuhe wichen keinen zollbreit von den Füßen des Gehenkten: Sie waren daran festgefroren ...

Doch Not macht erfinderisch. Die feinen Schuhe durften auf keinen Fall am Gehenkten verbleiben.

Schneider arbeiten sozusagen in Gegensätzen: Sie verstehen das Zusammenfügen meisterlich, aber auch das Trennen. Darum zückte jetzt der Handwerksbursche aus seinem Felleisen die grosse Schneiderschere und trennte dem Gehenkten fein säuberlich und sachgemäss die Füsse samt den Schuhen an den Knöcheln ab. Dann verstaute er alles in seinem Felleisen und trabte frohgemut davon.

Noch trübseliger wie zuvor schien ihm der nun fusslose Gehenkte nachzublicken ...

Frühzeitig sank die Nacht auf den grossen Wald herab, ohne dass der Schneider dessen Ende erreicht hätte. Zum Glück winkte jetzt an der Strasse ein Licht aus einem einsamen Bauernhof.

Der Schneider klopfte an: « Ein armer, friererender Schneidergeselle bittet Euch um Einlass und Nachtlager. »

Der Bursche dauerte den mitleidigen Bauern: « Komm' herein! Du siehst ver-froren und verhungert genug aus, auch



wenn Du ein Schneider bist. Sollst auch was zu essen haben.» Der Schneider stillte seinen Hunger. Dann sagte der Bauer: « Da leg' Dich zur Nacht auf die Ofenbank. Da ist's am wärmsten! »

Der Bursche war's herzlich zufrieden und dankte dem gutmütigen Mann mit einem « Vergelt's Gott! ». Dann schob er sein Felleisen unter den warmen Ofen und legte sich zum Schlaf des Gerechten nieder ...

Kaum dämmerte der neue Tag zum Fenster herein, als auch schon der Wanderbursche erwachte. Er wollte sich sogleich auf die Beine machen und zog sein Felleisen unter dem Ofen hervor. Doch was sahen da seine entzückten Augen? Fast hüpfte er vor Freuden einen Bocksprung:

Die Füsse des Gehenkten waren aufgetaut! Spielend leicht liessen sich die Schuhe herunterziehen! Mit einem Woneschauer schlüpfte das glückliche Schneiderlein hinein.

Die abgeschnittenen Füsse des Gehenkten liess er einfach liegen, nachdem er sie zuvor mit seinem eigenen zerrissenen Schuhwerk geziert hatte.

Dann hüpfte er als rücksichtsvoller Mensch leise zum Hause hinaus, ohne seine Gastgeber aus der wohlverdienten Ruhe zu wecken.

Kaum war er zur Tür hinausgehüpft, als auch der hochbeinige, dicke, schwarze Katzenroller erwachte, mit dem der Schneider sein Nachtlager auf der Ofenbank geteilt hatte. Gähnend machte er seinen Morgenbuckel, hielt aber plötzlich inne und schnupperte aufmerksam in der Luft herum.

Schnell hatte die feine Nase aufgestöbert, was sie anzog: Die abgeschnittenen Füsse des Gehenkten . . .

Für eine Katernase waren sie ganz einfach Fleisch, ohne jeden Hintergedanken. Darum machte sich das Tier unter behaglichem Schnurren und Knurren über den ihm köstlich erscheinenden Leckerbissen her . . .

Plötzlich ging die Türe auf und der Bauer trat ein. Schreckenserstarrt sah er sogleich den Roller bei seinem Mahle. Der Bauer schnappte nach Luft: Das war zuviel am frühen Morgen! Dann erholte er sich etwas. Aus Leibeskraften schrie er durch das noch stille Haus, indem er sich fortwährend bekreuzte:

«Frau! Schangi! Sälmele! Kummer schnell! Des Teufelsvieh! Der böse Geischt steckt in dem Katzeroller!»

Die Gerufenen stürzten herbei. Der Bauer tobte weiter: «Alle guten Geister loben Gott den Herrn! Das Teufelsvieh hat den armen Schneider mit Haut und Haaren aufgefressen! Nur noch die Füss' sind übrig!»

Schreckensbleich sahen die Leuten auf das fürchterliche Schauspiel. Zum Ueberfluss fiel dem Bauern noch ein, dass ihm seine Grossmutter selig manchmal erzählt hatte, der Teufel könne sich in einen Hund verwandeln. Warum zur Abwechslung nicht auch einmal in eine Katze?

«Nemm' im d' Fiess' eweg», zeterte die Bäuerin greinend.

Der Bauer machte Anstalten dazu.

Das nahm der Kater bitterübel. Ihm behagte der Bissen zu gut. Drum knurrte er böse, liess die grossen, gelben Augen rollen, sein nachtschwarzes Fell sträubte sich auf dem Rücken und

er schien dem Bauern in's Gesicht springen zu wollen.

Alle rannten entsetzt davon: So hatten sie das Tier noch nie gesehen. Die Frau kreischte im Weglaufen: «Ich hol' die Klostermönch'! Sie verstehen das Teufelsaustreiben gut!»

Zitternd wagten sie nach einer Weile wieder durch die Stubenfenster von draussen hereinzublicken, um dem Teufel bei seinem scheusslichen Mahle zuzusehen...

Der Bauer mass ihn angstvoll vom Kopf bis zu den Füssen:

«Sagt mir zuvor, wes Handwerks Ihr seid!»

«Ich bin ein Schneider!» meinte der andere.

«So macht um's Himmelswillen rasch, dass Ihr weiterkommt! Mein Kater frisst alle Schneider mit Haut und Haaren bei lebendigem Leibe!»

Ungläubig lächelnd verzog der Handwerksbursche das Gesicht.

«So seht selber!»

Sie guckten selbender zum Fenster hinein. Im letzten Dämmerchein konnten sie gerade noch eben den Roller erkennen. Noch immer riss und knauppelte er stillvergnügt an seinem Leckerbissen.

«Ach was!» lachte der tapfere Schneider, «was gilt's? Ich geh' hinein und nehm' sie ihm weg! Ich fürchte mich vor nichts!»

«Tut's nicht!», zeterten Mann, Frau und Kinder, «der Teufel könnte Euch böse mitspielen!» Doch schon trat der andere zur Stube hinein, um seinen Entschluss auszuführen.

Der Kater aber hatte jetzt ein für alle Mal genug von den fortgesetzten Störungen bei seinem Mahle.

Als der Schneider sich nach ihm bückte, manzte und raunzte er grässlich, fletschte die scharfen Zähne, machte seinen krümmsten Buckel und setzte zum Sprung an.

Dem tapferen Schneiderlein fiel bei diesem Anblick das mutige Herz doch

etwas in die Hose. Schnell richtete er sich wieder auf, um davonzugehen.

Der Kater aber war schneller in seinem Zorn: Er sprang dem Flüchtenden auf den Schneiderbuckel und hieb seinem Reitpferd kräftige Tatzenschläge auf Ohren, Hals, Nacken und Backen. Das Reitpferd schrie weh und ach aus

vollem Hals und lief, was es laufen konnte.

Erst draussen, als die kalte Winterluft das schwarze Fell des Katzenrollers eisig durchdrang, liess er von seinem Opfer und sprang ab.

Schneller als dieses tapfere Schneidelein ist wohl noch keiner vor dem Teufel davongerannt...

Das elsässische Haus

Das elsässische Haus ist nicht nur ein Schmuckstück, sondern vor allem ein Charakterbild der Bewohner. Das Einfache, das Natürliche der Linie und des Schmucks verraten ein gemeinsames Ideal. Der Rhythmus des alltäglichen Lebens findet in allen Architekturformen seinen Niederschlag.

Die Eingangstür zeugt von Sorgfalt und zuweilen wird sie ein architektonisches Meisterwerk. Die Fenster in vielen Formen streben zur Harmonie, die Blumen und Schnitzerei betonen. Das Fachwerk belebt die grossen und kleinen Flächen des Mauerwerks. Die steilen Dächer brechen den jähen Sturz durch Dachfenster oder Kamine. Da und dort beleben Steinhäuser mit Erkern eine Gruppe oder ein ganzes Strassenbild.

Nach der geographischen Lage scheiden sich die Häuser in der Ebene von denen der Vorhügel (Weindörfer) und des Gebirges.

Aeusserste Sparsamkeit herrscht in den höheren Regionen. Bauplatz und Innenraum sind sparsam ausgenützt. Um Wind und Wetter trotzen zu können, verwendet man viel Eichenholz. Die Umbilden der Witterung werden dadurch abgeschwächt, dass man Wohnhaus und Stallung unter ein Dach bringt. Die Fensterfläche misst im Mittel nur 80 : 90 Zentimeter. Die Stube ist weniger geräumig als im Tal.

In der Ebene bilden Haus und Hof ein majestätisches Ganzes. Während der geschlossene Hof vorherrscht, kennt der Sundgau den offenen Hof. Die normale Fläche schwankt zwischen 25 und 35 Ar. Das Fachwerkhäuser misst gewöhnlich 9 : 12 Meter, die lichte Höhe erreicht 2,30 Meter. Die Fenster decken durchschnittlich 90 : 105 Zentimeter. Im Fachwerk, wo die Firstpfosten von unten bis oben durchgehen, ist die Decke verankert, die sichtbare Tragbalken zeigt und deren

Profilierung das Ganze verfeinert. Die Holzvertäfelung dient ursprünglich dazu, den Lehm der Füllung festzuhalten und so die Reinlichkeit zu fördern. In der Frühzeit bestrich man das Holz mit einem Gemisch von Ochsenblut.

Die Weindörfer bieten einen anderen Anblick. Ein kleiner Hof genügt, doch ist der Keller und meistens noch ein Kellergeschoss nötig. In diesem massiven Unterbau versucht man das Berufsgerät unterzubringen. Das beschauliche Moment wird in der Stube betont. Im Mittelalter wurden die Wände mit farbigem Rankenwerk bemalt. Mit der Zeit schuf man Gesimse für praktische und dekorative Gegenstände. Bisweilen taucht auch die Alkove auf. Bank und Eckenkensterlein gehören auch dazu. Zur Ueberwindung der Winterkälte stellt man den Ofen, ursprünglich aus Kacheln, später aus Gussplatten her. Viel Leben strahlt von den polychromierten Möbeln aus, die meist von Liebhabern entworfen und ausgeführt wurden.

Es wäre interessant, das elsässische Haus nach Stilepochen (romanisch, gotisch, barock) zu untersuchen und, trotz der wenigen Ueberbleibsel ferner Zeit, Beispiele heranzuziehen, doch der Platzmangel fordert Kürze. Zusammenfassend bleibt festzustellen, dass das Wohnhaus ein Gradmesser sowohl des geistigen Wohlergehens als auch des wirtschaftlichen Lebens bleibt. Die niedere, breite Form der Hochvogesenhäuser lässt die Lebensformen und die Arbeitsweise in anderem Lichte erscheinen als die aufgereckten Firste des flachen Landes, wo Giebel und Traufe energisch nach der Strasse sehen. Doch ordnen alle Einzelheiten sich unter das Hauptmotiv, das hinführt zum Grundcharakter der Bewohner, der jedem geraden und offenen Menschen Gastfreundschaft entgegenbringt.

C. W.

O... dieser Kopf



Der «Hinkende» hat den Wunsch geäußert, dass ich alter Strassburger etwas für seinen Leserkreis schreibe; es soll nicht zu gelehrt und nicht zu dumm, aber interessant und lustig sein. Dem freundlichen Kalendermann muss ein solcher Wunsch, wenn es nur einigermaßen möglich ist, erfüllt werden. So sitze ich denn da und denke; doch kann ich auf keinen brauchbaren Gedanken kommen, wie arg ich mir auch den Kopf zerbreche. O dieser Kopf!

Ja, der Kopf macht einem gewiss die meisten Schwierigkeiten. Jeder Mensch hat nämlich seinen eigenen Kopf, und dennoch kommt es vor, dass einer kopflos handelt, besonders wenn das Herz mit dem Kopf durchgeht. Hat sich dagegen jemand etwas in den Kopf gesetzt und will nicht davon ablassen, so zieht er sich den Tadel zu, er habe seinen Kopf. Ob er also seinen Kopf hat oder ob er kopflos ist, in beiden Fällen wird er getadelt.

Da folgt einer seinem eigenen Kopf; aber schliesslich sieht er ein, dass es ihm zum Schaden gereicht. Der Irrweg, den er geht, ist zuerst in seinem Kopf entstanden. Wohl dem, der einen treuen Freund hat, der ihm rechtzeitig die Wahrheit auf den Kopf sagt und ihm den Irrtum aus dem Kopf bringt. Allerdings gibt es manchen, dem etwas nicht aus dem Kopf will, wie auch mancher vorhanden ist, dem etwas nicht in den Kopf will. Da gilt es, den Betreffenden geduldig zu behandeln, bis er sich vielleicht doch noch das, was ihm im Kopf herumgeht, aus dem Kopf schlägt. Leider stösst man auch auf Unbelehrbare, die nicht von ihrem Kopf abgehen, bis sie in der Tinte sitzen, und dann rennen

sie mit dem Kopf gegen die Wand, wissen nicht, wo ihnen der Kopf steht, und anstatt ihn oben zu behalten, lassen sie ihn hängen oder verlieren ihn sogar. Wer ihn nicht verliert, kann ihn möglicherweise noch im letzten Augenblick aus der Schlinge ziehen.

In unserer Welt geschieht viel Seltsames. — Auf den Kopf des niedrigsten Menschen wird oft der höchste Preis gesetzt. — Ein zum Tod Verurteilter wird nach einem Selbstmordversuch erst geheilt, bevor man ihn durch das Fallbeil um einen Kopf kürzer macht. — Einem enthaupteten Moslem wird der Kopf angenäht, damit der arme Teufel den Weg ins Jenseits finden kann.

Uebergescheite bestehen auf ihrem Kopf, selbst wenn sie dabei die übrige Welt auf den Kopf stellen müssen. Schon bei der Jugend kann sich diese Uebergescheitheit bemerkbar machen, und die Eltern wundern sich dann über ihr Kind, wissen nicht, was ihm in den Kopf gefahren ist, und schliesslich erkennen sie die mehr leidvolle als freudvolle Tatsache, dass es ihnen über den Kopf gewachsen ist.

Bedauerlich ist es, wenn einer ein Brett vor dem Kopf hat oder auf den Kopf gefallen ist; denn da kann der verrückte Kopf schwerlich zurecht gerückt werden.

Auf unserer Erde hat es vielerlei Köpfe, z. B.: Mohrenköpfe (in der Konditorei), Krautköpfe, Salatköpfe, Pfeifenköpfe, Schröpfköpfe, Strohköpfe, un mir Elsässer mache uff unseri Brief Briefkepfle.

«Viel Köpfe, viel Sinne.» So mutet es einen denn wie ein Wunder an, wenn einmal mehrere Menschen eines Sinnes sind. Natürlich ist es, dass sie in Uneinigkeit

leben. Man sagt wohl: «Der Klügste gibt nach»; aber sollte dieses Wort auch befolgt werden, falls Schaden daraus entsteht? Ei freilich! Kann denn Schaden nicht Gewinn werden? Ein Wort der Erfahrung lautet: «Durch Schaden wird man klug.» Ach ja, «so lange man lebt, so lange man lernt», und ein gelehrter Kopf fühlt sich manchmal vor den Aufgaben, die ihm das Leben stellt, wie geleert.

Will man Besorgungen machen, so ist es ratsam, dass man alles, was man vor

hat, notiert und unterwegs oft an der Hand der Notizen das Gedächtnis auffrischt; sonst bewahrheitet sich an einem der Spruch: «Was man nicht im Kopf hat, muss man in den Beinen haben.»

Und nun hoffe ich, dass ich niemand vor den Kopf gestossen habe, und wenn jemand der Kopf ein wenig gewaschen worden ist, so darf es nur als aus Liebe geschehen gelten. Zum herzlichen Gruss nehme ich vor allen Kalenderfreunden mein Béret vom Kopf.

C. K.

's Gänselissel!

1

Ich kenn e herzigs Maidele,
So lieblich un so nett!
's drat immer selwe Kleidele
Un d'Schlupfkapp sitzt adrett.

2

E böeses Gänsel losst's nitt heim,
Hett's fescht gepackt am Kleid,
So schtechts umgänn von alte Baim,
Es düeht mer sicher leid.

3

Ganz Strossbury hett dis Maidel gern,
Un d'Litt vergesse's nie.
Drum kumme se von noh un fern
So oft in d'Orangerie.

A. Marhenke

★

Frühling lockt

Winter tilgt seine letzten Spuren.
Liebliche Veilchen blühn.
Sonne weckt aus den kahlen Fluren
Jubelnd sprossendes Grün.

Kleine Rufer in Waldeshallen
Locken kräftig und zart.
Wind ist heute wie Peitschenknallen
Vor einer fröhlichen Fahrt.

★



Zuem Andenke an de Quatorze Juillet 1945

Im Elsass liebt m'r fréi ze sin
 Bis in de letschte Winkel nin
 hèn Trikolore gsproche:
 im Elsass liebt m'r fréi ze sin;
 gottlob, 's Joch isch zerbroche!

Was d' Mensche doch erlidde hèn
 vun dènne Nazidierer!
 D'r Herrgott awwer hét jetz gèn
 sin Lohn de Drangsalierer.

M'r kénne widder Mensche sin
 un fréi un glickli lèwe,
 D'r Winstock Frankrich isch so fin,
 und mir sin sini Rèwe.

Was d'Welt errunge hét mit Bluet,
 duen mir fier d'Heimat pflèje;
 m'r hèn e néier Lèwesmuet
 un au noch Himmels Sèje.

D'r Scharel



Der Elsassbauer

1

Kraftvoll schafft der Elsassbauer,
 In der Heimat, die er liebt,
 Pflaget treu was er ererbet
 Dass es rechten Segen gibt.

2

Ja der Elsassbauer trotzet
 Jedem Wettersturm, und denkt:
 Diese Erde ist mir alles
 Weil sie mich so reich beschenkt.

3

Diese Erde, die schon saugte
 Seiner Väter Blut gar oft,
 Hält sein Innerstes gefangen,
 Durch sie lebt er, liebt und hofft.

4

Grabet auch des Lebens Schwere
 Tiefe Furchen ins Gesicht,
 Drückt den Nacken Last auch wieder,
 Strauchelt er, er fällt doch nicht.

5

Denn der Ahnen heil'ger Wille
 Lebt im Elsassbauern fort,
 Nur zu gern er gibt sein Bestes,
 Treu im Tun und fest im Wort.

6

So wirkt hier im Heimatlande
 Hinterm Pflug' bei Saat und Ernt',
 Wetterhart der Elsassbauer,
 Wer ihn kennt, ihn achten lernt.

A. Marhenke

RÄTSEL

1.

Ich bin ein kleines Schwert, kein Held
ist's der mich führet.
Und doch wenn meine Schneide blinkt,
Verstummt der kühnste Held. Weh ihm,
wenn er sich rühret!
Ich hau ihn, dass sein Blut durch Haut
und Adern dringt.

2.

Obgleich nicht meine Zunge spricht,
So kann ich sie doch nicht entbehren;
Ich muss, was recht ist oder nicht,
Die Menschen augenblicklich lehren.

3.

Ich bin ein ganz besonders Ding,
Mein Kopf ist rund als wie ein Ring
Doch hab ich keine Füße,
Mein Körper ist zugleich mein Bein,
Mich schmückt ein Bart so hart wie Stein,
Den ich höchst ungern misse.
All überall in Dorf und Stadt
Kann man mich nicht entbehren,
Und wer mich bei dem Räthsel hat,
Der kann es gleich erklären.

4.

Der es macht, der will es nicht,
Der es trägt, behält es nicht,
Der es kauft, der braucht es nicht,
Der es braucht, der weiss es nicht.

5.

Verschieden an Gestalt bin ich, wie auch
an Farben;
Bald füttert man mich wohl, bald muss
ich täglich darben;
Bald hat man mich sehr lieb, bald sieht
man mich nicht an;
Obschon mich weit und breit niemand
entbehren kann.

6.

Wann ist der Narr am klügsten?

7.

Ich bin ein König, aber ach!
Stets bricht der Krieg in Wettern auf
mich los.
Mein Hof ist mir getreu, und stellt mich
selten blos;
Doch eines Dieners Fall zieht oft den
meinen nach.
Erhebt mich auch der Feind oft selbst
von diesem wieder;
So wirft er, wenn er kann, mich gleich
aufs neue wieder.

8.

Welches ist das schwerste Holz?

9.

Wir sind verurtheilt mit vier Füßen
Zum Dienste Tag und Nacht zu stehn;
Und sollen wir von dannen gehn,
So brauch's zwei Füße, die uns weiter
[gängeln müssen.

10.

Welches Pferd sieht hinten so gut wie
[vorne?

11.

Ich bin für dich das Nützlichste auf
Erde.
Doch grässlich ist's, wie ich gemartert
werde:
Den Prügel und das Rad hab ich erst
auszustehn;
Ich muss durch Wasser itzt und dann
durchs Feuer gehn;
Und alles was man mir nur hartes an-
gethan,
Beschliesst das Messer und der Zahn.

12.

Ein Blinder sah einen Haasen laufen,
ein Lahmer lief ihm nach, und fieng
ihn; ein Nackter steckte ihn in die
Tasche, und trug ihn heim, was ist das?

Auflösung Seite 96

| | | | |
|--------------------|----|--------|------|
| SILBEN | | RÄTSEL | |
| LI-BA-NA-E-BETH-NA | AM | | DE |
| MAR-LAM-MA-A-SY- | | NUS | |
| AM-LA-TI-NUS-NE- | | NA | |
| DE-TA-E-I-EN-RE-LA | | | BETH |
| ZI-ME-RI-MI-NE-LI- | I | | |
| ÖL-GO-RI-LI-SA-GE- | | RE | |
| NE | MA | | |
| | | | A |

Unter Kervielong

Ermelin macht einen guten Fang

EINE TIERGESCHICHTE



NATÜRLICH hatte Anna, das Mädchen, das den Geflügelhof betreute, nicht aufgepasst, sonst wäre die alte Truthe nicht entwischt.

Der grosse Vogel hatte es geschickt angestellt. Niemand hinderte die Bronzepute. Die Ackerkutscher und Pferde umging sie in grossem Bogen. Dicht an der langen Stallmauer drückte sie sich alsbald entlang, lief schon auf der Gasse zwischen Brennerei und Scheunenwand einen gelinden Trab und blieb danach abwartend in der offenen Gartentür stehen. Das Tier vergewisserte sich nur, ob der Weg vor ihm auch wirklich frei war. Die Blicke der Henne hatten nun den Gärtner entdeckt, der sich um einige Stauden bemühte. Gleich wurde der Vogel kleiner und dünner. Mit vorgestrecktem Halse schob er sich durch die Anlagen.

Es war nämlich die Zeit, da die Truthe wieder ein Ei legen wollte, und zwar sollte es nicht irgendwo zur Erde kommen, um dort womöglich ein zweifelhaftes Ende zu nehmen. Sie wollte es gleich den anderen in das Nest legen, das sich an geschützter Stelle im Parke befand. Gestern, vorgestern und noch früher hatte sie dort schon Eier versteckt, und das Brutgeschäft sollte nun beginnen. Da ging die Henne gleich ihren freilebenden Verwandten in den Wäldern Nordamerikas gern ihre eigenen verschwiegenen Pfade.

Soeben war die Pute durch den Be-

stand manns hoher Himbeersträucher hindurchgelaufen. Der Gärtner hatte sie nicht bemerkt. Wohlan, nun stand sie am Gartenzaune und äugte in den Park hinein. Ein Stück lief die Pute am Gitter entlang, dann schlüpfte sie durch die ihr wohlbekannte Oeffnung hindurch, huschte über den Balkensteg und befand sich mitten im Schatten der Hasel- und Schneeballsträucher. Eiliger hatte es der grosse bronzeschwarze Vogel. Mit seinen blauroten Kehllappen und den aschgraugelben Federzeichnungen fiel er durchaus nicht auf.

Ganz heimlich duckte sich die Truthe in einen Fichtenbusch. Dort war das falbe Eichenlaub am dicksten zusammengeweht. Die Pute wurde sichtlich kleiner und hatte sich schliesslich niedergeduckt. Nun sass sie auf ihrem Neste. Niemand würde sie hier entdecken, das war gewiss.

Hier fühlte sich die Henne ganz daheim. Die fünf Eier, die in der Nistmulde lagen, fesselten sie an diesen Ort. Schritte liessen sich vernehmen. Es knackte Geäst. Ahnungslos ging der Gärtner vorüber. Er sah nichts. Auch Anna, die sich gegen Nachmittag auf die Suche machte, wurde die Henne nicht gewahr. «Li, li li!» lockte das Mädchen und tat ganz so, als wollte es Futter bringen. Allein, der brütende Vogel antwortete nicht. Seine Fresslust war in diesen Tagen geringer als sonst.

Darüber verging die Zeit. Die Henne blieb in der Freiheit des Parkes. Die Abendsonne malte zitternde Kringel an die Kiefern- und Eichenstämme. Die Ringeltauben kehrten vom Feldern heim, und der Schwarzspecht hockte sich schlafenslustig in die Tür seiner Fichtenhöhle. Es nahte die Nacht.

Drüben am Hochufer des Sees aber war das Leben erwacht. Die Jungfuchse hatten in der Abendsonne gespielt. Ermelin, die Füchsin, drängte nun die Welpen, die sich an ihren Zitzen zu schaffen machten, energisch beiseite und jagte sie unter die Erde.

Einige Herzschräge wartete sie noch vor dem Bau. Dann schlich sie über die Seewiese davon. Am Grabenufer stieg sie empor. Frösche sprangen vor ihr ins Wasser. Sie achtete nicht weiter darauf. Auch dem Mäusegequiecke am Heiderande folgte sie nicht, sondern kreuzte kurzerhand den Forst.

Kaninchenwitterung lag ihr in der Nase. Eifrig suchte sie nach grösserer Klarheit. Auf diese Weise gelangte die Fähe an das Drahtgitter des Parkes. Jetzt war es nicht mehr schwer, Spur zu halten. Allenthalben führten die Kaninchenpässe in das Gehege hinein. Unter der Umzäunung waren sie hindurchgegraben. Eiligst folgte Ermelin. Aber plötzlich blieb sie wie angewurzelt stehen. Der Abendwind hatte ihr soeben noch eine andere Kunde ge-

bracht. Behutsam folgte sie dieser Einladung, trat leicht über das Falllaub und windete vorsichtig in die Dämmerung hinein.

Ihre Lichter suchten jetzt den Schatten unter der Fichte zu ergründen. Da bewegte sich die Bronzepute. Hatte sie die Gefahr erkannt? Wollte sie entfliehen? Mitten in das Aufstehen des schweren Vogels warf sich die Füchsin und riss ihn zu Boden. Der Biss sass gut. Erregt mit den breiten Fittichen schlagend, vermochte die Truttenne keinen Laut von sich zu geben. Dann stürzte ihr Leib über dem Gehege zusammen. Wie toll leckte die Füchsin den warmen Lebenssaft aus der zerrissenen Schlagader. Alsbald hob sie ihr Opfer aus dem Federwust und eilte zu dem Passe zurück.

Es kostete grosse Mühe, die Beute durch die Oefnung zu zerr'n. Federn stoben, und Knochen knackten, aber Ermelins Tatzen halfen nach. Schneller eilte die Fähe mit der schweren Last von dannen. Schon winkte der helle Sandfleck unter der Eiche. Schatten bewegten sich darauf hin und her. Nun hatten die Vier die Mutter erkannt. Hei, wie schnell sie heranpreschten! Das war ein Festessen!

Laut murrten die Frösche im Wiesengraben. Die Waldkäuze heulten. Auf Burg Malepartus hatte es keine Not.

Warum Fahnen ausgehängt wurden.

Ganz zu Anfang des Dritten Reiches, als alle paar Tage etwas gefeiert und Fahnen herausgehängt wurden, war auch wieder einmal ein Feiertag verordnet. Die Strassen hingen voller Fahnen. Den Lehrern wurde aufgegeben, eine kurze Feierstunde abzuhalten, in der den Kindern die Bedeutung des Tages nahegebracht werden sollte. Die Kinder der Juden durften damals die Schulen noch besuchen.

Der Lehrer begann: «Nun, liebe Kinder, heute erleben wir wieder einen herrli-

chen Feiertag. Alle Strassen hängen voller Fahnen. Was feiern wir denn heute?»

Schweigen.

«Aber ihr werdet doch wissen, warum eure lieben Eltern die Fahnen heraushängen. Ihr habt sie doch sicher davon sprechen hören.»

Schweigen.

Endlich erhebt in der hintersten Bank Moritz Silberstein die Hand.

«Schämt ihr euch nicht? Muss es euch der kleine Moritz wieder einmal sagen? Also, Moritz, warum hängen die Leute die Fahnen heraus?»

«Aus Angst, Herr Lehrer.»



Funkle, funkle edler Wein

1

Wie funkelt so lieblich der goldene Wein,
Und schöner wie heute kann's nimmermehr sein.
Es singet die Jugend, es lachen die Leut'
Denn Messti ist heute, es jubelt die Freud'
Dies Fest ist im Elsass von alters her Brauch,
Genau wie die Alten, die Jungen tun's auch;
Und jährlich, es kommen der Freunde gar viel
Der Messti, im Dörflein, ist heute ihr Ziel.
Wie wird da gejubelt, wie wird da gelacht,
Der Bursche, der Liebsten, viel Freude auch macht.
Ein Lebkuchenherzchen, mit Bildchen bemalt,
Dies kleine Geschenkchen die Freud' überstrahlt.
Dann geht es zum Schmause, ins Wirtshaus ge-
schwind.

Und alle so fröhlich beisammen bald sind.
Es klirren die Gläser, man trinket sich zu,
Dies löset die Zungen, man singet dazu.

Refrain :

Funkle, funkle, edler Wein,
Lasst uns heute fröhlich sein,
Wächst doch unser Elsasswein,
Dass man kann recht glücklich sein.
Traubensaft, aus unserm Land
Füll' die Gläser bis zum Rand,
Rot und weiss, und weiss und rot.
Funkle uns, bis dass der Tod,
Dieser alte, böse Feind
Uns in Rosalicht erscheint.
Das kann nur der Elsasswein,
Darum lasst uns glücklich sein.

2

Es rufen zum Tanze, die Flöten gar bald,
Es drehen sich alle, heut' ist niemand alt.
Die uralten Tänze, sie machen viel Freud'.
Am Messtitag tanzen, das wollen die Leut'.
Und immer von neuem, man holet vom Fass,
Erfrischet die Kehle mit köstlichem Nass.
Denn nur bei dem Weine vergisst man die Plag.
Nur einmal im Jahre es gibt Messtitag!
Es schmunzeln die Alten und rauchen die Pfeif',
Sie sind heut' viel frischer und gar nicht mehr steif,
Und zittert die Hand auch, wenn stossen sie an.
Sie schau'n auf die Jugend und freu'n sich daran.
Sie denken der Tage, wo jung sie, voll Freud'
Einst feierten Messti, gerade wie heut'.
Es zaubert der Wein ihnen Frohsinn ins Blut.
Sie singen voll Rührung, der Wein ist gar gut.

Refrain :

Funkle, funkle, edler Wein,
Lasst uns heute fröhlich sein,
Wächst doch unser Elsasswein,
Dass man kann recht glücklich sein.
Traubensaft, aus unserm Land
Füll' die Gläser bis zum Rand,
Rot und weiss, und weiss und rot.
Funkle uns, bis dass der Tod,
Dieser alte, böse Feind
Uns in Rosalicht erscheint.
Das kann nur der Elsasswein,
Darum lasst uns glücklich sein.

A. Marhenke



War Gutenberg verheiratet ?

IM Jahre 1940 sollte in Strassbourg die Halbjahrtausendfeier der Druckkunst in Erinnerung an die Erfindung Gutenbergs würdig begangen werden. Ein besonderer Festausschuss, an dessen Spitze der Président des Comité des Fêtes, M. L. Henri Weber, stand, hatte im Februar 1938 schon an alle bedeutenden Vereinigungen Frankreichs Einladungen geschickt, ihren Kongress fürs Jahr 1940 nach Strassbourg einzuberufen, wo er im Rahmen der geplanten Gutenbergfeierlichkeiten abgehalten würde. Eine Weltausstellung sollte Wochen hindurch Besucher anziehen, wie sie die Stadt in solchem Umfange noch nie gesehen hat. Andere Kundgebungen von gewaltigem Ausmass waren in Aussicht gestellt. Strassbourg wollte das Gedächtnis des grossen Erfinders, der von 1434-1444 in der Stadt wohnte, in einem alle früheren Veranstaltungen überbietendem Masse feiern.

Die Kundgebung wurde durch den Ausbruch des Krieges und die Räumung Strassburgs vereitelt.

Während der Besetzungszeit durch die Deutschen wurde im Jahre 1942 auf dem Wacken im Rahmen einer Propagandaausstellung eine Gutenbergschau veranstaltet, die wenigstens den Vorteil hatte, eine wertvolle Mappe mit Nachdrucken von Titelblättern, Holzschnitten und seltenen Texten in Facsimile herauszubringen.

Von den zahlreichen Arbeiten über Gutenberg, dessen Leben und Erfindung den Forschern von jeher die schwierigsten Probleme gestellt haben, verdient das Gutenbergbuch von Aloys Ruppel, Direktor des Gutenbergmuseums zu Mainz, das 1939 erschien volle Anerkennung. Es enthält das Ergebnis langwieriger Forschungen und bringt alle feststellbaren Tatsachen über Gutenbergs Leben und Werk in wissenschaftlich einwandfreier und doch volkstümlicher Darstellung.

Nachstehende Ausführungen (im Auszug) über die Frage, ob sich Gutenberg, wie oft behauptet wurde, in Strassbourg verheiratet hat, mögen dies beglaubigen.

P. C.

In den Aktenauszügen des Strassburger Archivars Jakob Wencker fanden sich Notizen, aus denen hervorgeht, dass Gutenberg im Jahre 1436 von der Strassburger Patriziertochter Ennelin zu der Iserin Tür vor dem dortigen geistlichen Gericht «der Ehe wegen» verklagt wurde, und dass sich dieser Prozess bis ins Jahr 1437 hinzog. Eine Ennelin zu der Iserin Tür kommt in Strassburger Akten wiederholt vor. So stehen in der Kriegssteuerliste der Strassburger Witwen und Jungfrauen aus der Zeit von 1443/44 auch «Ellewibel zur yserin Türe und Ennel ihre Tochter am Weinmarke». Ferner findet sich im Verzeichnis der Geschenke an die Bauhütte des Strassburger Münsters für die gleiche Zeit unter dem 7. August «Ennelin zu der ysern türen» eingetragen, die zum Gedächtnis für sich und ihre Vorfahren eine Albe und eine Tunika und am 22. August wiederum eine Albe stiftete.

Nun aber steht in einem noch erhaltenen «Verzeichnis vom Pfennigturm, was die Stifter und Klöster von 1442 bis 1449 an Schirmgeld gegeben haben» unter der Rubrik «mit niemans dienen» eine «Ennel Gutenbergen». Der gelehrte Schöpflin, der die Aktenauszüge Wenckers kannte und benutzte, schloss aus ihnen, dass Gutenberg die Ennelin zur eisernen Türe — sei es in Erfüllung eines Spruches des geistlichen Gerichtes, sei es angesichts des voraussichtlichen Urteils in gütlichem Einvernehmen — geheiratet habe. Denn ihm schien es unmöglich, dass das angerufene Gericht zu einem anderen Spruch hätte kommen können.

Gegen die Annahme Schöpflins machen sich jedoch starke Bedenken geltend.

Eine Verhehlung Gutenbergs im Jahre 1437 ist schon deshalb in höchstem Grade unwahrscheinlich, weil Gutenberg mit seinen Geschäftsgenossen verabredet hatte, von Weihnachten 1438 ab mit ihnen einen gemeinsamen Haushalt in der Vorstadt St. Arbogast zu führen.

Weiterhin ist festzustellen, dass die Klage Ennelins gegen Gutenberg wegen Bruchs des Eheversprechens bereits im Jahre 1436 anhängig gemacht wurde. Das Urteil dürfte also spätestens im Laufe des Jahres 1437 gefällt worden sein. Ennelin zur eisernen Türe wird aber noch

1443/44 in Gemeinschaft mit ihrer Mutter Ellewibel, also als unverheiratet, bezeichnet. Die Eheschliessung könnte also erst nach 1443/44 stattgefunden haben. Zwischen Klage und Urteil auf Einhaltung des Eheversprechens und der gütlichen oder erzwungenen Eheschliessung wären also 7-8 Jahre verflossen gewesen. Nimmt man die Feststellung hinzu, dass Gutenberg zwischen 1394 und 1399 geboren wurde, so war Gutenberg in dem Prozess von 1436/37 schon etwa 40 Jahre alt. 1444 aber war er schon beinahe fünfzig. Dass Gutenberg die Ennelin erst nach 1443/44 — also kurz bevor er die Stadt Strassburg dauernd verliess — als angehender Fünfziger, 7-8 Jahre nach dem Prozess, geheiratet habe, ist höchst unwahrscheinlich; dann wäre Gutenberg der Ennelin doch wohl etwas zu alt gewesen.

Wir kennen nicht den Ausgang dieses Eheverspruchsprozesses. Wie aber auch immer das Strassburger geistliche Gericht entschieden haben mag, soviel ist sicher, dass Gutenberg die Klägerin nicht geheiratet hat. Das geht schon mit Klarheit aus der einen Tatsache hervor, dass Gutenberg nicht Strassburger Bürger geworden ist, was er durch eine Heirat mit einer Strassburger Bürgerstochter ohne weiteres geworden wäre.

Was aber hat es für eine Bewandnis mit der Ennel Gutenbergen? Eine Frau dieses Namens hat doch ganz offenbar in den Jahren nach 1442 in Strassburg gelebt; denn sie zahlte in dieser Zeit an die Strassburger Stadtkasse ein Schirmgeld. Aber es ist in höchstem Grade zweifelhaft, ob diese Ennel Gutenbergen mit der Ennelin zur eisernen Türe identisch ist.

Das Schirmgeld wurde von den geistlichen Personen erhoben, die von der Zahlung der Weinsteuern befreit waren. Der Name Ennel Gutenbergen findet sich in der oben genannten Schirmgeldliste nach den Stiftern und Klöstern unter den einzelnen geistlichen Personen. Diese Ennel Gutenbergen kann also ebenfalls nur eine geistliche Person, keinesfalls aber eine Ehefrau, die ihrem Manne den Haushalt führte, gewesen sein. Denn als Frau Gutenbergs hätte sie nicht in die Liste der Schirmgeld zahlenden geistlichen Personen eingetragen werden können. Somit müssen wir annehmen, dass sie den Namen Gutenberg nicht erst durch eine Verheiratung, sondern bereits

durch ihre Geburt erhielt. Sie war nicht Nonne oder sonstige Angehörige eines Klosters, denn dann wäre sie nicht besonders angeführt worden. Man muss deshalb daran denken, dass sie eine alleinwohnende Begine war, wie wir sie im Mittelalter in vielen Städten nachweisen können.

Merkwürdig bleibt aber immer noch der Name Gutenberg bei einer Strassburger Frau zu einer Zeit, in der Johannes Gutenberg aus Mainz sich anschickte, die Stadt Strassburg für immer zu verlassen.

Der Historiker wird eher vermuten, dass Ennel Gutenbergen eine unverheiratete Person war, die aus dem Elsass stammte, wo der Name Gutenberg ebenfalls heimatberechtigt war. Im Jahre 1428 wird im Kloster Murbach ein Mantzo de Gutenberg genannt; 1458 lebte in Strassburg ein Bürger Jakob von Vogelgang genannt Gutenberg. Beide dürften keinerlei verwandschaftliche Beziehungen zu dem Mainzer Johannes Gutenberg, eher aber zu der Ennel Gutenbergen in Strassburg gehabt haben. Somit dürfen wir es als gesichert betrachten, dass der Erfinder der Buchdruckerkunst unverheiratet blieb und als letzter Träger des Namens Gensfleisch von Gutenberg starb.

A. R.

RÄTSEL - AUFLÖSUNG

von Seite 91

«Lieber Leser! Du hast Dir den Kopf zerbrochen über die gleichen Rätsel wie Deine Ahnen, die den ersten «Boten» im Jahre 1808 lasen. Der «Bote» aber, der sich gleich geblieben ist und seine Freude daran hat, will, nach hundertvierzig Jahren, auch Dir wieder nachhelfen: Die Auflösung der Rätsel lautet also:

- Nr. 1 Das Barbiermesser
- Nr. 2 Die Waage
- Nr. 3 Der Schlüssel
- Nr. 4 Der Todtensarg
- Nr. 5 Der Ofen
- Nr. 6 Wann er schweigt
- Nr. 7 Der König im Kegelspiel
- Nr. 8 Der Bettelstab
- Nr. 9 Die Stühle
- Nr. 10 Das blinde
- Nr. 11 Das Brod
- Nr. 12 Eine dreyfache Lüge



DIE Bilanz kann nicht positiv sein, und die Zukunft kündigt sich nicht rosig an. Man hat sich natürlich überall an den Wiederaufbau gemacht. Aber oft fehlte es an Rohmaterial, wie an den Krediten, nicht zuletzt in England selber, wo es drei Millionen Häuser zu reparieren gilt. In Japan, mit der Atombombe, sind es zehn Millionen Häuser. Bei uns wird der Verlust auf fünfhundert Milliarden Francs geschätzt, in Deutschland auf vierhundertfünfzig Milliarden Reichsmark. Zehn Millionen Deutsche werden aus dem Osten verjagt oder gehen flüchtig. In Italien gibt es fünf Millionen Obdachlose. Vergessen wir nicht die unglücklichen Gefangenen, als Verfechter einer fremden Sache in den Russenfeldzug hineingezwungen, deren Rückkehr immer noch viel tausend elsässischer und lothringischer Familien ängstlich erwarten!

Die Staaten mit schwierigen Finanzen gehen an die Vereinigten Staaten Amerikas heran, die mit ihren achtzehntausend Tonnen Goldreserven den Weltbankier darstellen. Wie England, Polen, usw., hat sich auch Frankreich

an diesen Verbündeten gewandt, und nach Genehmigung seines Wirtschaftsplans eine bedeutende Anleihe aufgenommen.

Der politische Streit im Zeichen der Säuberungsaktion hat allerdings die Arbeit nicht erleichtert. Man hat überall gesäubert, sei es summarisch, sei es nach längerer Prozedur. Der Nürnberger Prozess gegen die Kriegsverbrecher hat sich in die Länge gezogen. Aber wenn es sich darum handelte, volle Klarheit zu schaffen, so ist das Nürnberger Rezept wohl richtiger gewesen, als das, was man in Paris angewandt hat. Pierre Laval wurde nach beschleunigtem Verfahren hingerichtet (am 15. Oktober 1945). Er konnte Geheimnisse mit ins Grab nehmen, die aufzudecken einer parlamentarischen Untersuchungskommission unmöglich ist. Marschall Pétain, der Sieger von Verdun, sah mit Rücksicht auf sein Alter die Todesstrafe in lebenslängliche Haft umgewandelt. Selbstverständlich konnte man die hauptsächlichen Verantwortlichen nicht schonen, so man mit Strenge gegen andere vorging, die sich als deren Instrumente bekannten.

Der gesunde Menschenverstand gibt sich aber damit zufrieden. Er nimmt heute ebensowenig an, dass man alle begangenen Fehler einigen Sündenböcken aufbürdet, als er es gestern angenommen hätte, wo die Strasse den Kopf der Léon Blum, Daladier, Mandel, Reynaud, usw., forderte. Und was soll man dazu sagen, wenn in Yougoslavien General Michailowitsch hingerichtet wird, der ohne Unterlass für sein Vaterland gekämpft hat, anstatt einer Partei die Wege zu bereiten, die heute zur Macht gelangt ist?

Eine Säuberungsaktion, die das Gesinnungsdelikt zu einem demokratischen Gesetz erhoben hat, wirft ihre Schatten auch auf das letzte Dorf, wo der verspätete Widerstand zu oft mit dem wahren verwechselt wird. Den Dynastien ist die Säuberungspolitik verhängnisvoll geworden. Italien hat, infolge von allerdings konfusen Wahlen, seinen König heimgeschickt, wie auch Serbien, trotz der Dienste, die dieser den Alliierten geleistet hat. Und in Bulgarien wackelt der Thron. In Belgien streitet man sich noch um die Verantwortung Leopold III., immer noch in der Fremde weilend, während ein sozialistischer Minister verkündet: « Belgien braucht den König wie das liebe Brot! »

In der revolutionären Atmosphäre, die das Durcheinander der Nachkriegszeit charakterisiert, haben die Wahlen eine ganz besondere Bedeutung. Zum Erstaunen aller Welt haben sich in verschiedenen vom Krieg schwer mitgenommenen Ländern die Volksmassen zu den geistigen Werten bekannt, zu alten Traditionen, wenn sie nicht ihre Stellung sogar befestigt haben. Wer hätte sich den phänomenalen Aufstieg des M. R. P. (Republikanische Volksbewegung) je träumen lassen, den die Wahlen vom 2. Juni 1946 zur « ersten Partei Frankreichs » machten, nach-

dem sie schon im Referendum vom 5. Mai seine endgültige Stellungnahme gegen die verfehlte Verfassungsvorlage gutgeheissen hatten? Die « Soziale Woche », die in Strasbourg tagte (vom 29. Juli bis zum 5. August), erinnerte daran, dass die Elite dieser Partei in dieser Werkstatt das Material zu ihrem Programm und die Nahrung ihrer Dialektik geholt hat. Es sei vermerkt der Glückwunschbrief, mit dem der Hl. Vater, vertreten durch seinen Nunzium Mgr. Roncalli, den Kongress beehrte, sowie auch die Ansprache von hoher moralischer Tragweite, die der Bischof von Strasbourg, Mgr. Weber, an die Kongressisten richtete.

Frankreich brauchte sich von keinem König mehr zu trennen. Aber es hat sein nationales Aushängeschild verloren. General de Gaulle, der doch durch das Referendum vom 23. September 1945 sozusagen plebisziert worden war, hat sich, nach einem provisorischen Rücktritt im November 1945, am 20. Januar 1946 definitiv von der Regierung zurückgezogen. Er zieht vor, seinem Land zu dienen, indem er über dem politischen Gemenge bleibt, und will sich frei halten, statt in der parlamentarischen Mühle vermahlen zu werden, wo er immerhin schon den Finger in die Maschine gesteckt hatte. Sein Abgang hat zum Ansehen Frankreichs nicht beigetragen. Es hat die Volksmassen beunruhigt, die, mehr als in jedem System, in ihrem glorreichen Befreier die Hoffnung der IV. Republik sehen wollen. In einfachen, massvollen Worten hat der General, vor und nach seiner Demission, Programme resümiert und Zukunftsaussichten. Er empfiehlt Eintracht, Produktion zur Sicherstellung der Unabhängigkeit des Landes. Er möchte Frankreich definitiv geschützt wissen gegen die Gefahren von Osten her, die durch die Ereignisse verdop-



pelt werden. Er machte sehr kluge Vorschläge betreffend die Behandlung, die der Bevölkerung in Deutschland zuteil werden

müsste, wo der französische Genius, mehr als jeder andere, ausstrahlen könnte, wenn nur die Kompetenz nicht erstickt würde durch die Routine und Parteilichkeiten. Aber es gibt Leute, die sich nicht an das Wort von Léon Gambetta halten: « Der Antiklerikalismus ist kein Exportartikel! »

Der General hat auch die Rolle Frankreichs zwischen den beiden Blocks definiert, dem russischen und dem angelsächsischen, was nicht dazu angeht, ihm die Sympathien Moskau zu sichern.



Auch in England kam's zum Umbruch. Churchill, der in den finsternen Tagen nie den Mut verloren, der seinen Optimismus behielt, auch wenn alles um ihn her verzweifelte, musste die Regierung der Arbeiterpartei (Labour-party) überlassen. Allerdings hatte dies auf dem internationalen Schachbrett

nicht die Folgen, die manche erwarteten. Ob Sozialist, ob Konservativer, in England ist man vor allem Engländer, und das Empire gehört allen.



Die Pariser Friedenskonferenz (eröffnet am 29. Juli) hat dies aufs neue bewiesen, nach einer ganzen Reihe internationaler oder interalliierteter Beratungen ökonomischen oder politischen Charakters. Sie hat auch die Existenz

jener beiden Blocks sehr wohl bestätigt, wovon der eine die Bildung des andern provoziert. Sowietrussland mit dem Balkan, mit allen seinen Interessensphären,

mit seinem Ausspann auf die Länder ausserhalb der Demarkationslinien, mit seiner Propaganda,

allenthalben besorgt durch eine dynamische Partei, würde von einem Schweizer Blatt nicht unzutreffend dem Gletscher verglichen, « der sich mit seinen Morässen langsam aber sicher und hart vorwärts schiebt ». Das zeigt sich in Asien, wie im nahen Orient, das zeigt sich in allen Kolonien

und Aussenländern, die England, Frankreich und Holland so viel Sorgen bereiten. Es

zeigt sich nicht zuletzt in Oesterreich und in Deutschland, wo im besetzten östlichen Sektor den energierten, ausgehungerten Leuten das Kommen eines IV. Reiches vorgespiegelt wird, während sie französischerseits nur diskutieren hören über die Neutralisierung des Ruhrgebiets, über die Abtrennung des Saargebiets und über die



Rückkehr zu einem Föderalismus, der anscheinend mehr literarischen als Wirklichkeitscharakter hat. Nachrichten über den Raub

vieler Tausend deutscher Kinder durch die Russen werden abgelöst durch solche von Wiedereröffnung von Kirchen. Das dürfte den Ungeduldigen zur Warnung dienen, die in Gegenden von

christlicher Tradition alle Schlüsselstellungen Elementen ausliefern möchten, die der angestammten Mentalität absolut fremd sind.

Eine gute Politik, die nicht Unordnung stiften möchte, um davon zu profitieren, müsste also zum Ausgleich der Gegensätze beitragen, und alle Anstrengungen machen, um die Explosion drohender Konflikte hinauszuschieben, deren Existenz leider nicht zu leugnen ist. Diese Politik ist in den demokratischen Ländern Aufgabe der Parteien. Diese werden also nicht, wie in der Vergangenheit, Gefahren ignorieren, und bequeme Lösungen anstreben wollen, die sich nachträglich teuer bezahlt machen. Die leitenden Kreise werden sich angesichts der internationalen Schwierigkeiten hüten, durch demagogische Abenteuer, wie beispielsweise die Einmischung in die iberische Innenpolitik, die Lage noch zu komplizieren, so wenig sie im eigenen Land die Einigkeit unter den Bürgern kompromittieren möchten. Sie haben auch erfahren, am deutschen Beispiel seiner Zeit, wie diesmal am ungarischen, dass die Inflation nicht mit sich spassen lässt, dass ein Land mit «schmelzendem» Geld, wie Präsident Daladier sagen würde, dazu verurteilt ist, auf der schiefen Ebene herunter zu rutschen, Handel und Industrie ins Verderben zu

stürzen, die arbeitenden Klassen nach dem völligen Verschwinden der Bourgeoisie, zu ruinieren, und in Elend und Schande Bankrott anzumelden.

Darf man trotzdem die Hoffnung nicht verlieren? Wir haben bereits auf einzelne Wahlkundgebungen hingewiesen. Das sind Anzeichen, und nicht die einzigen. Auf ökonomischem Gebiet ist uns Belgien mit seiner Organisation vorangegangen. Bei uns werden seit September allmonatlich zweihunderttausend Herrenkleider fabrikmässig hergestellt und auf den Markt geworfen, eine Operation gegen die «astronomischen Preise», die sowohl durch den Mangel an Rohmaterial, als auch durch die Frechheit der Spekulation erreicht wurden. Nur eine Vervollständigung so vernünftiger Wirtschaftspolitik kann das Land vor dem Abgrund retten, in den es der rasende Wettlauf zwischen hohen Löhnen und immer noch höheren Preisen hinunterwerfen müsste.

Hegen wir also den Optimismus, den die vorliegenden Elemente gestatten, und haben wir Vertrauen zur Vorsehung, die sich unseres Landes erbarmen, und der Welt die «Ultima ratio» der Atombombe ersparen möge!

Der Hinkende Bote.

